



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 069152252

Engelhorn's  
Roman-Bibliothek



AP

Helene Koff  
Friedenslämpfe



# Engelhorn's Roman-Bibliothek

Die Auswahl der besten modernen Romane aller Völker  
Preis jedes Bandes broschirt 60 Pf. Schön gebunden 90 Pf.

Über „Engelhorn's Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Correspondent“: Das ist ein Unternehmen, das in ieder Weise gefördert zu werden verdient! erschienen über das Preisen zurückblicken wo die so klein ang roten Fre gibt es h lieber gel Saat zu „Engelhorn er erst klo

roten Bände schüttelt haben zu so billigen ge von Jahren keine Familie, keine, noch so präsentierenden zu tun! Noch treppenromane en, die giftige g gute Kost der te wird, wenn

## Library of



## Princeton University.

### BLAU MEMORIAL COLLECTION

- |   |   |
|---|---|
| <p>12. Har<br/>gan</p> <p>3. Der<br/>Eldi</p> <p>4. Kisi<br/>Aus</p> <p>5/6. Die<br/>v. K</p> <p>7. Die Schatzinsel. Von L. J. Vance.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>8. Komödianten.<br/>Von Carry Brachvogel.</p> <p>9/10. Die stolze Katharina. Von S. M.<br/>Croker. Aus dem Englischen.</p> <p>11. Die verschwundene Frau.<br/>Von</p> <p>12. Das<br/>Tom</p> <p>13/14. Der<br/>von</p> | <p>20. Leslie und ihre Verehrer. Von<br/>Anne Warner. Aus dem Engl.</p> <p>21/22. Der Roman einer Hofdame.<br/>Von Ruth Freifrau von Sager-<br/>Kospoth (Ruth Gräfin Fau).</p> <p>23. Der Inspektor auf Siltala.<br/>Von Harald Selmer-Seeth.<br/>Aus dem Schwedischen.</p> <p>24. Der Nebelreiter und andere Ge-<br/>schichten. Von Helene Raff.</p> <p>26. Die letzte Karte. Von Henry<br/>de Vere Stacpoole. Aus dem Engl.</p> |
|---|---|

mane können  
Pf. für den  
ogen werden.

stehend auf-  
ndiges Ver-  
en.

v. B. T. Combe.  
fischen.

ewis.  
er. Von E. W.  
em Englischen.  
auen Genziane.

## Neunundzwanzigster Jahrgang

- |   |   |
|---|---|
| <p>12. Die Liefegang-Mädchen.<br/>Von Victor v. Kohlenegg.</p> <p>3. Die Herzogin von Plaisance.<br/>Von Richard Vof.</p> <p>4. Seine Stunde. Von Ellnor Glyn.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>5/6. Allzumal Sünder.<br/>Von Charlotte Niese.</p> <p>7. Der Mann im Keller. Von Palle<br/>Rosenfranz. Aus dem Dänischen.</p> <p>8. Stille Wasser. Von Emmi Lewald<br/>(Emil Roland).</p> <p>9/10. Ruhm. Von S. M. Croker.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>11. Roberts Brautfahrt. Von Jean<br/>de la Brète. Aus d. Französisch.</p> <p>12. Lebendig begraben. Von Arnold<br/>Bennett. Aus dem Englischen.</p> | <p>13/14. Musikstudenten.<br/>Von Paul Oskar Höcker.</p> <p>15. Misericordia. V. Johann. Höffner.</p> <p>16. Das wollene Kleid. Von Henry<br/>Bordeaux. Aus d. Französischen.</p> <p>17/18. Der Traum des Johann Sena-<br/>pius. Von Marie Diers.</p> <p>19. Der lange Arm. Von S. M. Gar-<br/>denhire. Aus dem Englischen.</p> <p>20. Das Stück des Hauses Rottland.<br/>Von Julius K. Haarhaus.</p> <p>21/22. Tragödien der Zeit.<br/>Von Richard Vof.</p> <p>23. Um Frauenehre. Von Mrs. Selloe<br/>Lowndes. Aus dem Englischen.</p> <p>24. Auf Messers Schneide.<br/>Von Else Franken.</p> <p>25/26. Das Jahr des Irrtums.<br/>Von Walther Schulte vom Brühl.</p> |
|---|---|

## Dreifigster Jahrgang

- |   |   |
|---|---|
| <p>1/2. Der Schläfer von Sulz.<br/>Von Hermann Stegemann.</p> <p>3. Du mußt mir glauben!<br/>Von Hanns von Jobeltzig.</p> <p>4. Paul Becks Untersuchungen.<br/>Von M. Mc Donnell Godkin.</p> <p>5/6. Das Heiratsdorf.<br/>Von Nanny Lambrecht.</p> <p>7. In der Schuld und andere Ge-<br/>schichten. Von Hermine Dillinger.</p> <p>8. Meine Töchter.<br/>Von Dora Melegari.<br/>Aus dem Französischen.</p> <p>9/10. Bravo rechts!<br/>Von Ossy Schubin.</p> <p>11. Mit Marschall Vorwärts.<br/>Von Hanns von Jobeltzig.</p> <p>12. Mit Luchsaugen. Von Michel<br/>Corday und André Couvreur.</p> <p>13/14. Erfüllung.<br/>Von Elisabeth Kaylenstierna-<br/>Wenster. Aus dem Schwedischen.</p> | <p>15. Die Insel der schönen Menschen<br/>und andere Geschichten.<br/>Von Richard Vof.</p> <p>16. Die Tarantella der Carmelina und<br/>andere Geschichten.<br/>Von Richard Vof.</p> <p>17/18. Waldkinder. Von S. M. Croker.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>19. Der Lebende hat Recht.<br/>Von Klara Hofer.</p> <p>20. Droschke No. 44. Von R. J. Foster.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>21/22. Nichts über Mich!<br/>Von Ida Boy-Ed.</p> <p>23. Ein weiblicher Bürgermeister.<br/>Von Helen M. Winslow.<br/>Aus dem Englischen.</p> <p>24. Zum Irrgang.<br/>Von Margarete v. Oerzen.</p> <p>25/26. Die geheimnisvolle Insel.<br/>Von S. Bronson-Howard. Aus<br/>dem Englischen.</p> |
|---|---|

## Einunddreißigster Jahrgang

- |   |   |
|---|---|
| <p>1/2. Die indische Tänzerin.<br/>Von Paul Oskar Höcker.</p> | <p>3. Glück und Segen.<br/>Von Ada von Gersdorff.</p> |
|---|---|

In seiner „Indischen Tänzerin“ zeichnet der allseits beliebte Erzähler das buntbewegte Schicksal einer jungen Frau, die aus aristokratischen Kreisen stammt und ihr Talent der leichtschwingten Muse weibt, als äußere Not ihr den Lebenskampf aufzwingt. Wie sie Herrin ihres Schicksals wird und auch die Anfeindungen niederzwingt, die sie in ihr bürgerliches Asyl verfolgen, das ist mit großer Kraft, viel innerer Wärme und der ganzen Meisterschaft Höckers erzählt.

An einer Reihe vorzüglich beobachteter und mit reizendem, feinem Humor geschilderter Charaktere aus pießbürgerlichen Kreisen Berlin-Wilmersdorfs zeigt hier die Verfasserin des berühmten Romans „Ein schlechter Mensch“, wie das „Glück“ eines großen Lotteriegewinnes nicht immer auch ein „Segen“ für die Gewinner ist. Die lebhaft bewegte Handlung verleiht dem ausgezeichneten Roman großen Spannungsreiz.

#### 4. Der grüne Söbje. Von J. A. Kummer.

Aus dem Amerikanischen.

Wir glauben dafür einleihen zu können, daß niemand die Lösung des in dieser außergewöhnlich spannenden Kriminalgeschichte liegenden geheimnisvollen Rätsels erraten wird, ehe er auf der letzten Seite angelangt ist, so geschickt sind die Fäden geschlungen, so gewandt ist der Knoten gelöst.

#### 56. Peter Karn.

Von Ernst von Wolzogen.

Mit diesem Roman voll Weiterkeit, Wärme und reifer Lebensweisheit hat der Dichter ein Seitenstück zu dem erfolgreichsten Werke seines Lebens, dem „Kraft-Maur“, geschaffen. Auch im „Peter Karn“ werden in künstlerischer Mischung von Dichtung und Wahrheit die tragikomischen Schicksale einer lebenswürdigen, echt deutschen Musiktantenseele geschildert, auch hier ist einem großen Meister, Johannes Brahms, ein entscheidender Einfluß auf den inneren wie äußeren Werdegang des Helden eingeräumt und ein höchst fesselnder Beitrag zur deutschen Musikgeschichte geleistet. Zwanzig Jahre liegen zwischen der Entstehung des „Kraft-Maur“ und der des „Peter Karn“ — doch der Humor des Sechziger ist, wenn auch weniger laut und übermütig, so doch gleich männlich und lebensfroh geblieben wie der des Bierzigers.

#### 7. Mädchen, Malchen und die Glas-servante. Von Elise Franken.

Charakterisierungstalent und Schilderungskunst der beliebten Erzählerin erweisen sich in diesen Erzählungen wieder glänzend. Ob der Held der Geschichte ein eigenartiger Knabe, ob er ein durch sein Gewissen belasteter Mann ist, immer spricht eine starke Logik des Herzens eine eindringliche Sprache. Auch der Humor kommt zu seinem Recht.

#### 8. Der Presseball.

Von Georg Wasner.

Kaleidoskopartig ziehen die Teilnehmer des großen Ballsfestes an uns vorüber, scharf beleuchtet und in buntschillernden Farben. Der höchst originelle Grundgedanke hat dem bekannten Verfasser Gelegenheit gegeben, eine von tausenderlei treffenden Beobachtungen und seltlicher Ironie durchzogene Erzählung zu schaffen, für die das Wort „amüsan“ einmal wirklich paßt.

#### 910. Aus tiefem Schacht.

Von Fedor von Zobeltitz.

„Aus tiefem Schacht“ gehört zu der Folge märkischer Romane von Fedor

von Zobeltitz, in denen seine Liebe zur heimischen Scholle am reinsten und poesievollsten zum Ausdruck kommt. Erich Schmidt nannte den Roman eine erfreuliche „Rückkehr zu Fontane“, und in der Tat: alle, die Fontane lieben, werden auch dieses Buch in ihr Herz schließen. Es ist Heimatkunst im besten Sinne des Wortes.

#### 11. Peterfen und ihre Schwestern.

Von Ingeborg Vollquary.

Aus dem Dänischen.

„Peterfen und ihre Schwestern“ gilt für eines der besten Bücher der beliebten Erzählerin, die in Dänemark einen ganz besonderen Platz in der Literatur einnimmt. Es hat nicht allein als Buch viel tausend Herzen erfreut, sondern ist auch dramatisiert worden und hat sich mehrere Winter Abend für Abend vor ausverkauftem Hause die Herzen erobert.

#### 12. Mit Weinlaub im Haar.

Von Richard Voß.

Ein schweres Künstlerschicksal zeigt uns dieser Roman: Bergvrielen und unergründlichen Seen gleich ist die Leidenschaft in den Gestalten des Dichters; der nordische Künstler und die Zauberin aus seiner Heimat unterliegen demselben Schicksal wie die urwüchsigen Kinder der Berge. Das Nordmeer und der Gewittersturm der Alpen durchstoben den Roman, der ein Ringen nach Freiheit und Frieden ist.

#### 1314. Der Schatten.

Von Kurt Aram.

Deutsche Gründlichkeit und amerikanische „Großzügigkeit“ — Hans Niedebusch und Frau Alice: beide ziehen sich an, ohne sich doch recht verstehen zu können. Auf jeder Seite viel Tätigkeit und innere Kraft, und doch ein Sichwehetun, bis endlich „der Schatten“ weicht. . . . Kurt Arams lebendige, trefflichere Schilderungen von Land und Beuten erhöhen den Reiz dieses unterhaltenden Romans, der gegenwärtig beinahe symbolisch genommen werden könnte.

#### 15. Das allzu gute Herz.

Von Marie Diers.

Wahrheit und Ehrlichkeit durchleuchten diesen Roman. Das echte Herzensgüte Genialität ist, erleben wir mit Renate, diesem kernhaften Menschen, der von seinem guten Vergehen geführt wird und nicht anders kann als Liebe ausstrahlen und trotzdem aber deswegen sich sein tragisches Schicksal bereitet. Wie von jedem wahren Kunstwert nimmt der Leser auch von diesem Roman ein Glücksgefühl mit.



# Friedenskämpfe

# Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten  
modernen Romane aller Völker



Band 23  
Zweihundertdreißigster Jahrgang

# Friedenskämpfe

Erzählungen von  
Helene Raff



Stuttgart 1917  
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten  
Copyright 1917 by J. Engelhorn's Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Peterl

Am Eingang des Waldes, schon ein Stück hinter der Ortschaft, lag das Haus. So ein Haus, wo der Vorüberwandernde unwillkürlich Lust verspürt, sich niederzulassen zu einer traulichen Rast, weil es gar so heimelig hersehauet. Die grüne Umrahmung der Fenster stand zierlich zu dem weißen Mauerbewurf; im geschnitzten Giebel prangte ein Hirschkopf mit stattlichem Zehnergeweih und von den Simsen winkten glutrote Nester herab. Auch ein saubergehaltener Garten war da mit einer schattigen kleinen Sitzlaube, und gleich dahinter, nur durch eine Wiese getrennt, begann der Wald: stundenweiter hochstämmiger Wald.

Es war still im Hause; nur vom Hofe her klang die Stimme eines Jägers, der einer am Küchenfenster hantierenden Dirn ein Scherzwort hinaufrief. Drin in der Stube aber, deren Wände mit allerhand Jagdtrophäen, mit buntbemalten Schützen scheiben und ein paar ausgestopften Wildvögeln geschmückt waren, befand sich niemand als die Försterin und ihr achtjähriges Bublein. Die Försterin, eine schöne schlanke Frau im Anfang der Dreißiger, war beschäftigt, den schwerfälligen Eichentisch inmitten des Zimmers für drei zu bedecken; mit geräuschlosen, schüchternen Bewegungen, die ihr etwas Mädchenhaftes verliehen, ging sie ab und zu. Manchmal sah sie zu dem Kleinen hinüber, der auf der Fensterbank hockte, vertieft in ein Märchenbuch, das ihm der heilige Christ gebracht. Seit die Kunst des Lesens ihm zu eigen geworden, übte Peterl sie an allem Gedruckten, das ihm in die Hände fiel.

3481  
13  
336

(RECAP)

548971

Digitized by Google

oder richtiger: er las das Wenige, das er davon besaß, wieder und wieder, bis er es fast auswendig wußte. Bornübergebeugt saß er da; die gefenkten Lider verhüllten halb die großen feuchtschimmernden Augen, die das einzig Auffallende in dem feinen, etwas blassen Knabengesicht waren.

„Sitz nicht so krumm!“ verwies ihm die Mutter.

Peterl machte einen Ruck wie ein Traumwandler; denn seine Gedanken schweiften in weiter Ferne. Bei dem Versuch, geradezusitzen, hob er den Kopf einen Augenblick vom Buch und sah durchs Fenster einen Mann dem Hause zuschreiten: einen hoch und strack daherkommenden Mann im grünen Jagdrock, der ein Gewehr über der Schulter trug und von den beiden vor der Thür sich sonnenden Dadeln mit lautem Getöse begrüßt ward. „Der Vater kommt!“ schrie Peterl, plötzlich auffpringend und sein Buch in die Ecke schleudernd. Er zitterte förmlich vor Vergnügen, als er rannte, die Thür zu öffnen.

Wie er ihm anhängt! dachte die Försterin und wünschte, ihr Mann möchte es sehen. Der aber nickte beim Eintreten dem Bublein nur flüchtig zu und nahm umständlich sein Gewehr von der Schulter, um es am Zapfenbrett aufzuhängen. Dann trat er zu der Frau hin und bot ihr mit einem „Grüß Gott!“ die Hand.

„Grüß Gott auch!“ sagte sie leise und ging, die Abendmahlzeit aufzutragen. Sie hatte in dem ernstern Mannesgesicht, das sie zu lesen gewohnt war, einen mißmutigen Zug gewahrt und sorgte sich um die Ursache. Aber sie wußte: ehe er gegessen hatte, sprach der Förster nicht.

Sie setzten sich um den Tisch; neben dem Teller des Mannes stand ein hoher Krug frischgezapftes Bier. Er tat ein paar kräftige Bülge daraus — da fiel sein Blick auf den Buben, der still geworden war seit seinem Eintritt. „Da,

magst einmal trinken!" sagte er gleichgültig, aber nicht unfreundlich, und schob ihm den Krug hin. Peterl war des Biertrinkens nicht gewohnt — die Mutter hielt ihn davon zurück —, aber um keinen Preis hätte er ein Anerbieten des Vaters abgelehnt. Hastig dankend griff er zu, nippte und bemühte sich, das Schütteln, das der bittere Trank ihm verursachte, unter einem entzückten „Ah!" zu verbergen.

Die Frau indessen schickte sich zu der Frage an, was dem Manne widerfahren sei; da kam er ihr selbst zuvor: „Heut' nacht hat's wieder gesch'nallt im Revier — zwei Stück sind hin!" Seine Stimme hegte in verbissenem Groll. „Ich muß es heut' an die Durchlaucht berichten und fragen, ob ich noch einen dritten tüchtigen Jäger hertun darf. Jetzt heißt's: auf den Beinen sein Tag und Nacht, bis wir ihn haben, den Lumpen, den gottverdammten!" In ausbrechender Leidenschaftlichkeit schlug er mit der Faust auf den Tisch.

Die Försterin war blaß geworden. Sie verstand die Erbitterung, die durch die fortwährenden Wilddiebereien der letzten Zeit in dem Manne entfacht war, und zugleich fürchtete sie die Gefahren, denen er sich bei Entdeckung der Täter aussetzen würde. „Geh, bitt' dich, sei vorsichtig!" bat sie und legte die Hand auf seinen Arm.

„Ja, ja, Hanna, hab' keine Sorge!" beschwichtigte er; zugleich fiel sein Blick auf den Duben, der zu essen aufgehört hatte und ihn aus großen ängstlichen Augen anstarrte. „Schau' nicht so dumm!" fuhr er ihn ärgerlich an.

Peter duckte sich fast unter die Tischplatte. Das tat der Mutter weh; dennoch traute sie sich nichts zu sagen.

Während sie abräumte und das Geschirr zum Abspülen hinausstrug, dachte sie darüber nach, auf welchen Wegen die Vergeltung zu einem Menschen kommt, auch wenn er ehrlich bereut und nach seinen Kräften gutzumachen getrachtet hat. —

Der Förster Georg Brandner saß inzwischen drin in der Stube am abgeräumten Tisch und schrieb seinen Bericht an den Fürsten, dem das Jagdgebiet gehörte. Es war ein ausdrucksvolles Männergesicht, das sich auf das Briefblatt neigte: scharfkantige, feste Büge unter kurzverschnittenem bräunlichem Haar, dichte Augenbrauen mit einer kleinen Falte dazwischen, der schmallippige, etwas strenge Mund verschattet von dem gleichfalls lichtbraunen, nach unten spitz zulaufenden Bart.

Der Schreibende hielt einigemal inne, um sich einen Satz seines Briefes halblaut vorzulesen; in solch einem Augenblick kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß ihn jemand betrachtete. Er sah betroffen empor und bemerkte Peterl, der schon vorher zu Bett geschickt worden war, sich aber wieder hereingeschlichen haben mußte; denn er kauerte, mit seinem langen Nachthemd angetan, kriechend in einer Ecke.

„Was schaffst du noch hier? Gleich mach', daß du ins Bett kommst!“

Peterl zögerte trotzdem. „Es ist nur, weil — du hast mir noch nicht Gut'nacht gesagt,“ stammelte er.

„Ja so! Also: gute Nacht, und geh!“

Nur kurz berührte die Hand des Mannes die schwächtigen Knabenfinger, dann vertiefte er sich wieder in sein Schreiben und vergaß Peterl, der auf weichen Sohlen unhörbar davonhuschte.

⊕

⊕

⊕

„Herr Förstner,“ sagte Quirin, der ältere der beiden Jäger, die unter dem Förster standen — ein Prachtkerl mit rotbrauner Indianerhaut und grauen Stoppelborsten —, „Herr Förstner, aus dem Hund wird seiner Lebtag nichts.“ Dies absprechende Urteil bezog sich auf einen noch jungen roten Schweißhund, der, ein Bild getrübtten Gewissens, mit eingezogenem Schweif und hängenden Ohren neben Quirin stand.

Der Förster zog die Stirne kraus. Wenn der Quirin, der sich auf Hundezucht verstand wie keiner, dem Wiedo ein solches Zeugnis ausstellte, dann war nicht viel Hoffnung.

„Nicht daß er keine Nas'n hätt', die wär' schon recht! Aber folgen tut er net; und die Schneid laßt er sich von an jeden ablaufen. Innerhalb von einer Woche is er dreimal durchbrennt — ich hab' ihn fest hergeschlagen, aber nig hat's genützt. Dann, beim Jagen, wenn er ein' Hirsch verbellt, und der stellt sich gegen ihn, nimmt mein Wiedo den Schweif zwischen die Praxen und zurück wie der Wind, hast du nicht geseh'n! Erst gestern hat er's so gemacht.“

„Schlechter Köter!“ sagte der Förster verächtlich zu dem Hund, der demütig dreinschaute und ein leises Winseln hören ließ.

Es sei nicht zu begreifen, äußerte der Förster gegen Quirin, wenn man die Hündin gekannt habe, aus der das elende Vieh gekommen. Ein preisgekröntes Tier, bei allen Jägern der Umgegend berühmt!

Der Quirin zuckte die Achseln: „Nachher is halt der Vater schuld gwen, Herr Förstner. Schaun S' g'rad den Behang an! Der Hund is halt net rasserein!“ Er zausete den Schweifhund an den Ohren. „Aufs Blut kommt's an, beim Hund so gut wie beim Menschen. Was einer net in sich hat, das bringt man net in ihn hinein. Kalfakter bleibt Kalfakter.“

Der Förster wandte sich rasch um und ging dem zweiten Jäger entgegen, den er kommen sah. „Erschießen!“ rief er noch kurz über die Schulter zurück.

Der Quirin nickte verständnisvoll.

Der Neuankommene machte eine wichtige Miene, wie der Träger aufregender Nachricht. „Herr Förstner, jetzt weiß ich's!“ rief er triumphierend.

„Was denn?“

„Ja, den Diebclerl von Wildschützen weiß ich. Der Lorenz Scherf ist's.“

Brandner schüttelte zweifelnd den Kopf: „Der traut sich doch nimmer daher.“

Aber der Jäger beharrte darauf: „Heut' so um a vier in der Früh bin ich droben gewest beim Waldhäusl, da hör' ich's rascheln im Astwerk, und eh ich mich recht austenn', kommt ein Kerl daher, auf einer Schulter die Büchsen, auf der andern einen guten Bod. „Gewehr ab, oder ich schieß'!‘ schrei' ich und spring' auf ihn zu mit gespanntem Gewehr. Da schmeißt er — hast mich geseh'n! — den Bod hin und auf und davon gerennt wie der Teufel. Schuß muß er keinen mehr im Lauf gehabt haben; aber beim Rennen ist ihm das schwarze Lütchel, mit dem er 's Gesicht hat einbunden gehabt, heruntergerutscht. Da hab' ich ihn kennt, ganz genau: der Scherf ist's! Ich bin hinterdrein, versteht sich; aber der Galunt muß bereits die Schlich' besser wissen als ein Marber — mißsamt allem Laufen ist er mir austommen! Und drüben, die Grenzauffeher, die sagen's auch, daß sie ihn gesehen haben, schon drei- oder viermal,“ schloß der Jäger seinen eifrigen Bericht.

Der Förster fürchte die Brauen. Da er hergekommen, hatte der Scherf das Revier unsicher gemacht und ihm viel Wild weggestohlen, dazu einen tüchtigen Jäger zum Krüppel geschossen. Endlich aber hatte der Förster ihn abgefaßt und überführt — er saß schon im Gefängnis, und seine Beurteilung stand bevor. Da war der Scherf, der in der Tat die Schliche kennen mußte wie ein Raubtier, nächtllicherweile ausgebrochen und flüchtig gegangen. Die meisten wähten ihn in weiter Ferne; nun aber schien es: er sei ledlich heimgekehrt und beginne das alte Treiben von neuem.

„Mit dem wird man wohl noch fertig werden!“ sagte der

Jörster zu den Jägern und erteilte ihnen genaue Weisung. Dann ging er ins Haus.

„Heut' nacht muß ich fort,“ sagte er seiner Frau, die er drin in der Stube antraf. Eine Art Kriegslust bligte ihm dabei aus den Augen.

Sie sah es und war stolz und bang zu gleicher Zeit. Aber noch ein andres lag ihr auf dem Herzen: sie schob das Leinenzeug beiseite, an dem sie genäht, und zog den Mann neben sich auf die Bank: „Du, Georg, ich möcht' dir was sagen.“

„Was denn?“ Er hörte nur mit halbem Ohr.

„Ja, wegen dem Peterl.“

„Der Peterl! Was ist's mit ihm? Tut er nicht gut, ist er krank?“

„Nein, Gott sei Dank fehlt ihm nichts außer — außer daß er gar so viel hält auf dich.“

„No ja — ist ja recht.“

Vor der Gleichgültigkeit seines Tones entsank ihr der Mut, doch nahm sie einen neuen Anlauf. „Ja, und deswegen mein' ich, ob du dich nicht ein bißl mehr abgeben könnt'st mit ihm?“

„Herrgott, wiejo denn? Was tu' ich denn, bin ich etwa ungut mit ihm?“

„Jesus nein!“ beschwichtigte sie erschrocken. „Du bist ja gut mit ihm und mit mir, viel besser, als ich's verdient hab'.“ Sie stockte.

Er legte den Arm um sie: „Bitt' dich, red' nichts davon!“ bat er peinlich berührt.

Die Frau ließ den Kopf hängen. Sie wußte selbst nicht, um was sie bitten sollte. Daß er das Kind wirklich liebhaben möchte? Kann man das, bloß weil ein andrer bittet? Und hatte sie ein Recht dazu, es von ihm zu verlangen?

Der Mann sah, wie müd' und schlaff sie dasaß; aber er

schwie, eben weil sie ihn dauerte. Unmöglich konnte er ihr die Wahrheit sagen, die das Bitterste war, was man einer Mutter sagen kann: ich hab' nichts gegen das Kind, aber es ist mir auch nichts an ihm gelegen. Sein Denken und Tun ist mir unverständlich, es paßt nicht zu meiner Art; wir haben nicht das geringste gemeinsam, ich und das Kind! So hart zu sein, das hätte er doch nicht vermocht. „Ich mag ihn ja, den Peterl,“ sagte er einlenkend. „Ich tu' ihm gern was zulieb, bei nächster Gele—“

In diesem Augenblick scholl vom Hofe her ein schrilles Jammergeschrei. Eiligen Schrittes kam jemand den Gang dahergestürmt, riß die Thür auf — ehe die Eltern sich's versahen, stand Peterl vor ihnen. Sein Gesicht war schneeblaß und angstverzerrt; der ganze Knabenkörper zitterte. „Der Quirin! Er darf's nicht — ich kann's nicht sehen! Bitte, bitt', sag's ihm doch, daß er nicht darf!“

„Was denn nicht?“ Ungebuldig beugte der Mann sich zu dem Kleinen, dessen Zähne hörbar aufeinanderschlügen vor Furcht.

„Der Wiedo — er will den Wiedo erschießen,“ leuchte Peterl. „Ich kann's nicht sehen, ich bin davon!“ Flehend sah er den Vater an, dessen Antlitz sich verfinstert hatte.

Der Mann verstand die Regung des Knaben nicht: er selbst war von denen, die ihr Herz, wie immer es zuckt und pocht, in starken Händen halten. Peterls Jammern erschien ihm als feige Weichlichkeit.

Wie hatte der Quirin gesagt? „Aufs Blut kommt's an, beim Hund wie beim Menschen. Kalfakter bleibt Kalfakter!“

Geringschätzig machte der Förster sich von der Umklammerung der bettelnden kleinen Hände los: „Meinetwegen, sag's dem Quirin, daß er den Schuß Pulver spart, den das Vieh ohnehin nicht wert ist! Du und der Wiedo, ihr gebt ein gutes Gespamm.“



Und dann — dann eines Tages war der Traum vorbei. Ein anderer war gekommen, der sie ihm entriß.

Die Hanna hatte zuvor nichts vermisst bei dem stattlichen Freier, trotz seiner Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung, bis sie ihn vergleichen mußte mit dem feinen, heiteren Stadtherrn, der ihr kaum noch von der Seite wich. Vorwand über Vorwand erfannt er, um in ihrer Nähe zu sein; die schönsten Sträuße standen täglich auf ihrem Tisch: ja, von der ersten Bergbesteigung, die er unternommen, hatte er ihr eine Handvoll Edelweiß herabgeholt, mit Lebensgefahr gepflückt. Und der Glanz in seinem Lachen! Und die Zärtlichkeit in seiner Stimme, wenn er ihr versicherte, sie sei die Schönste und Liebste, die ihm je vorgekommen! Die Hanna hätte minder jung und weich, minder Weib sein müssen, um ihm nicht zu glauben.

Als die Leute allerhand redeten, hatte Georg Brandner seiner Braut mit Strenge den neuen Umgang verboten. Sie hatte sich zögernd gefügt; bald jedoch ward ihm zugetragen, daß sein Verbot übertreten worden sei. Zur Antwort auf seine Vorwürfe, die schärfer ausfielen als das erstemal, hatte Hanna zuerst die Augen schuldbehaftet gesenkt, dann sie mit traurigem Blick zu ihm aufgeschlagen. „Ich hab' dir's schon sagen wollen,“ sprach sie, „ich kann deine Frau nimmer werden. Du verdienst eine Bessere als mich.“

Der Boden schien ihm zu wanken; die Luft drückte so, daß er nach Atem rang. „Was soll das heißen? Daß er dich mir genommen hat?“ schrie er auf.

Sie nickte. „Ich hab' ihn halt so gern,“ sagte sie stillverklärt. „Ich kann nichts dafür. Verzeih mir's!“

Er verstummte vor Wut und Schmerz. Erst da sie sein einziges Geschenk, einen schmalen Ring mit blauem Stein, vom Finger zog und ihm hinhielt, lehrte ihm die Sprache

zurück. „Nicht an mich, dent' an dich! Siehst du denn nicht, wer er ist: ein Weiberjäger, ein —“ Da war der Ring zu Boden gefallen, und die Hanna hatte ohne ein Wort weiter sich von ihm abgekehrt.

Brandner war nie eifriger im Dienst gewesen als in jener Zeit. Ganze Nächte verbrachte er im Freien, durchstreifte ruhelos sein Revier von einem Ende zum andern. Zeigte er sich unter den Leuten, so war er von finsterner Gemessenheit und gab auf freundliche oder hämische Fragen nur die kurze Antwort: die Hanna müsse wissen, was sie tue; zwingen könne man ein Mädchen nicht. Den Anblick dessen, der ihm sein Glück geraubt, vermied er, obgleich bisweilen eine wilde Sehnsucht ihn plagte, jenem ganz allein, Mann gegen Mann, gegenüberzustehen und mit ihm abzurechnen. Aber hätte er seine Lust gebüßt und dem andern vom Leben geholfen, so wäre auch das seine verspielt gewesen und das der Hanna dazu. Denn unmöglich war es ja nicht, daß der Fremde, mochte er auch angesehen und reich sein, sie zum Weibe nahm und zu Ehren zog. Lat er's nicht, dann —

Allein die Rechnung ward anders und jähher beglichen.

Der junge Stadtherr hatte die Berge, derentwegen er gekommen, viele Wochen von unten angeschaut, weil die Hanna ihm lieber war. Aber eines Tags verlangte ihn gar so mächtig nach einem Gipfel, der ihn lange gelockt. Trotz Hannas Besorgnis, trotz des Abmahns der Führer, die Zeit und Wetter ungünstig fanden — er mußte hinauf!

Am Abend des Tages, da er ausgezogen, lief das dunkle Gerücht um, ein Unglück sei geschehen auf dem Berg. Nicht lange, so wußte man das Wie. Sie hatten Neuschnee droben gefunden; der Herr hatte, entgegen dem Rate des Führers, sich nicht anseilen lassen — da war er ausgeglitten und tief in eine Spalte gestürzt. Der Führer hatte sein Bestes getan,

ihm herauszuhelfen; als nichts fruchtete, war er zur nächsten Unterkunftshütte geeilt, um Beistand zu holen. Den Männern, die sich sogleich mit ihm auf den Weg gemacht, war es endlich gelungen, den Berunglückten heraufzuführen — aber nicht mehr als Lebenden.

Des andern Nachmittags schafften sie ihn zu Tal. Ein und einen halben Tag herrschte bei allen Umwohnern eitel Mitleid mit dem so jäh Verstorbenen. Auch mit dem blonden Postfräulein, das starren Auges, auf schwankenden Füßen dem Zuge entgegenschritt, der die Leiche vom Berg herunterbrachte. Im Mesnerhaus ward der Erstürzte vorläufig aufgebahrt. Die Hanna umkreiste das Haus die ganze Nacht. Es schien: das Entsetzen werde sie des Verstandes berauben.

In der zweiten Frühe aber trafen die nächsten Trauernden ein: des Toten Vater und Bruder, dazu ein schönes schlankes Mädchen in schwarzer Gewandung, das schluchzte zum Herzbrechen. Wohl die Schwester, meinten einige. Aber bald wurden sie es inne: nein, es war des Berunglückten Braut. In einem Vierteljahr hätte sie ihn heiraten sollen! Die Hanna, da sie es hörte, fiel wie leblos nieder. —

Unvermittelt schlug die Stimmung um. Den Erstürzten nach Gebühr zu tadeln, verbot die Ehrfurcht vor dem Tode; desto härter war das Urteil, das über die Betrogene erging. So eine dumme Leichtfertigkeit! Einem treuen braven Menschen den Abschied zu geben und sich mit einem einzulassen, der noch andre hatte außer ihr. Als gar verlautete, wie tief sie sich eingelassen, da kannten Mißbilligung und Geringschätzung keine Grenze mehr; jeder glaubte sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er die Sünderin mit Steinen warf. Die Hanna zu tadeln, erschien zugleich als eine Gemugtuung, die man Georg Brandner zuteil werden ließ; es befremdete

die Wohlmeinenden, daß bei dem Schwall ihrer Verdammungsbreden Brandner kurzweg aufstand und davonging.

Er empfand anders denn die andern. So bitter er ihr gegrollt hatte ihres Wankelmuths wegen, so heiß stieg das Mitleid mit ihrem Elend in ihm empor. Wenn ihn, den Mann, der Treubruch geschmerzt hatte, wie groß war dann der Jammer des verlassenem Geschöpfes, das seine Schwäche und Härlichkeit mißbraucht sah! Im Gedanken daran ballte Brandner die Fäuste und wünschte den Toten lebendig — nicht um etwa eine gute Kugel an ihn zu verschwenden, sondern um ihm mit der Hundpeitsche den verdienten Lohn auszahlen zu können. An welcher von beiden der Lump endlich zum Schelm geworden wäre? Vielleicht an allen zweien. Schande über sein Grab!

Einstweilen aber war die Hanna in der Schande, die Hanna, der man den Dienst gekündigt hatte, die nicht wußte, wohin vor all den grausamen Blicken und deutenden Fingern. Am Tage ließ sie sich vor keinem Menschen mehr sehen; ihre Thür hielt sie verschlossen. Eines Feierabends jedoch ging Georg Brandner, sie zu suchen, und fand sie an einer entlegenen Stelle draußen, wo zwischen Erlengebüsch ein Bach dahinschoß. Dort stand eine halb morsche Bank; auf der saß die Hanna, die Hände im Schoß gefaltet, ein Tuch tief ins Gesicht gezogen, und rührte sich nicht. Eine Weile betrachtete Georg sie schweigend, dann trat er vor sie und rief ihren Namen.

Sie zitterte, da sie ihn sah. Sie wollte auffspringen, aber er hielt sie zurück. „Bleib, ich muß reden mit dir.“

„Sag' mir nichts!“ bettelte sie. „Ich weiß, was ich verdient hab' an dir; aber erbarm' dich, weil ich schon genug gestraft bin!“

Er betrachtete das jammervolle Geschöpf. „Wie das nur hat sein können!“ stieß er dumpf hervor.

„Ja, wie?“ — Sie schwiegen beide, dann hub Hanna wieder an: „Ich versteh' es selber nicht. Alles ist mir verschwunden gewesen, ausgelöscht, solange er da war. Nun er fort ist, denk' ich nimmer an ihn, nur an dich, an mein Unrecht gegen dich. Was mir künftig geschieht, will ich gern leiden, aber dich bitt' ich um Gottes willen: verzeih mir!“ Zaghaft rechte sie die Hand. „Verzeih mir!“ bat sie nochmals.

„Wo willst du jetzt hin?“ fragte er, ohne die flehende Hand zu beachten.

„Wenn ich das wüßte! Irgendwohin, wo keins mich kennt — am liebsten in den Erdboden hinein!“

Er stand strack und steif, aber in seinen Zügen wühlte es, und sein Atem ging hörbar. Plötzlich faßte er ihre Hand, fest, mit hartem Griff. „Du — mir ist heut' was geboten worden, eine Försterstell' in einer fürstlichen Waldung — schier zwei Tagereisen von hier. Was meinst du: dort wird wohl niemand dich kennen und mich?“

Sie antwortet nicht. Aus großen Augen starrt sie ihn an. Das kann doch nicht sein — sie muß ihn nicht verstanden haben, solche Verzeihung ist unmöglich!

„Hanna, hör' an! Ich kann nicht allein gehen und dich im Elend lassen. Der — der andre ist tot — was du getan hast, ist in Krankheit geschehen, im Irsein — wie man will. Also müssen wir's vergessen, gleich als wär' es ein Traum. Du bist wieder, was du zuvor gewesen: meine Braut, bald mein Weib.“

Jetzt begreift sie. Rasch muß er die wankende Gestalt umfassen, daß sie nicht niederfällt vor ihm.

„Du — du“ — unter Schluchzen stammelt sie die Worte, hascht nach seinen Händen, ihre Lippen darauf zu drücken — „du bist der Herrgott! So barmherzig kann ein Mensch nicht sein!“

„Einer, der dich liebhat, schon,“ sagt er und küßt sacht den blonden Scheitel, über den so viel Leid ergangen ist.

Aber in jäher Angst weicht sie nochmals zurück: „Jesus, nein, es geht nicht! Der andre, sagst du, ist tot, aber doch lebt er, vergiß das nicht!“

Dem Manne schießt dunkle Blut ins Gesicht. „Ich hab' nichts vergessen, Hanna. Dein Kind trägt keine Schuld — ich will gut mit ihm sein.“

Der verquälte Ausdruck weicht langsam aus ihren Zügen. „Das vergelt' dir Gott, ich kann's nicht vergelten!“ sagt sie.



Zwei Monate etwa nachdem sich dies begeben, war in dem fürstlichen Forsthaus der neue Förster mit seiner jungen Frau eingezogen. Die Leute umher hatten Wohlgefallen an dem stillen Gebaren der beiden, an der Art, wie die Frau dem Manne alles tat, was sie ihm an den Augen ablesen konnte, und wie er hinwieder das zarte Ding hegte und schirmte. Darum waren es aufrichtig gemeinte Glückwünsche, die dem Paare dargebracht wurden, als das erste Kind, ein Knabe, zur Welt kam.

Mit gelassenem Ernst nahm der Förster sie hin. „Hauptsach' ist, daß die Mutter es glücklich überstanden hat,“ sagte er. Auch das lobten die Leute an ihm.

Das Büblein, das Peter getauft ward, blieb am Leben und gedieh. Brandner aber erfüllte das Versprechen, das er voreinst gegeben. Zwar überließ er die Erziehung des Kleinen hauptsächlich der Mutter, der das Bübchen äußerlich ganz nachzugeraten schien. Doch gab er ihm alles, was es bedurfte, brachte ihm gelegentlich eine Mäscherei nach Hause und pußte ihm, da es heranwuchs, zur Weihnacht einen kleinen Tannenbaum. Nur ihn auf seinen Knien reiten lassen, ihn in den Armen hochheben, wie ein stolzer Vater

gern tut, das konnte er nicht. Ein paarmal schien es im Laufe der Jahre, als sollte der Kindersegen sich vergrößern, aber die Hoffnung schlug fehl, und so war Peterl bis jetzt das einzige Hauskind geblieben.

Er hatte es gut, der Peterl! Den schönsten Wohnsitz weit und breit, mit einem Garten davor, der sich stundenweit erstreckte, ohne Kiegel und Zaun. Daheim ließen die Eltern es ihm an nichts mangeln, was sein Gedeihen erforderte, und die Leute vom Orte begegneten ihm insgesamt freundlich; denn in einer waldbreichen Gegend ist der Förster gar eine gewichtige Person. Auch die Buben in der Ortsschule wußten das und behandelten Peterl, als er ihr Mitschüler wurde, mit Schonung, obwohl er anders war als sie.

Der Peterl nämlich konnte keinen rechten Geschmack finden an den Streichen, die man dem Lehrer oder einem mißliebigen Kameraden gelegentlich spielte, und nichts war ihm so verhaßt, wie Vogelnester auszunehmen und nach Späßen zu schießen. Dagegen tat er sich in allen Lauf- und Kletterspielen hervor; denn seine Glieder waren, obzwar nicht besonders kraftvoll, doch ungewöhnlich schmiegsam und behend. Man hörte ihn kaum, wenn er so flink dahinschoß. Im Laufen stellte er sich vor, ein Reh oder ein Has' zu sein; sah er aber zu oberst im Wipfel einer Birke oder Buche, so dachte er: Jetzt flieg' ich!, und schloß die Augen, um seine Einbildung auszulösen. Vor dem Herunterfallen bangte ihm eigentümlicherweise nie, während er sonst das Fürchten kannte und darunter litt wie einer.

Peterl las mit Leidenschaft: meist Indianergeschichten oder Bücher, die von kühnen Abenteuern und grausigen Gefahren handelten. So oft ein Unheil über dem Helden schwebte, klopfte dem Kleinen das Herz, und seine Hände wurden eiskalt. Die Bein, die ein Lebendiges dem andern

antus, war ihm das Schrecklichste und Unfasslichste; er begriff nicht, wie ein Mensch imstande sein könne, dergleichen auszusinnen, und noch weniger, wie man es ertragen könne. Er selbst floh den Anblick des Leidens, dem er nicht zu wehren vermochte; ja, er vertroch sich davor, wie vor dem Zorn des Vaters, der ihn so kühl behandelte und der sein Abgott war.

Alles unglaubliche, scheu angestaunte Helbentum verkörperte sich für Peterl in der Person des Vaters. Die tapferen Bleichgesichter in den Indianergeschichten trugen seine Büge; die Sieger in den Räuber- und Wilderererzählungen, die der alte Quirin bisweilen zum besten gab, glichen insgesamt dem einen. Der starke, schöne, fest in sich ruhende Mann war dem Knaben ein unerreichbares Vorbild; denn er konnte alles, durfte alles, wußte alles. Nur eins schien er nicht zu wissen: daß Peterl ihn liebhatte und sich nach ein bißchen mehr Beachtung von ihm sehnte.

Ach, wie gern Peterl es ihm gesagt hätte! Wie gern er es ihm bewiesen hätte auf irgendeine unerhört eindringliche Art, die er sich nachts im Bett zusammenträumte. Aber wenn der Vater zugegen war, fühlte Peterl sich so mutlos und ungeschickt wie nie; er traute sich kaum den Mund zu öffnen, während er mit der Mutter noch eben dreist geplaudert hatte. Die andern Buben hatten auch Respekt vor ihren Vätern; dennoch war es etwas ganz andres damit. Auf seines Vaters Knie reiten, von ihm einmal herb in die Höhe gelupft, im Grase gerollt werden! — Peterl konnte sich nicht ausdenken, wie das sein mußte. Immer empfand er eine unsichtbare Scheidewand zwischen sich und dem Vergötterten, so als ob der Vater ihn von sich fernhielte, an seinem Dasein keine Freude hätte. War er so unzufrieden mit ihm? Was hatte Peterl getan?

Seit neuestem fühlte er sich vollends in Ungunst; das

war, weil er für den Wiedo gebeten. „In meine Stube kommt der Räter mir nimmer!“ hatte der Förster befohlen; und da sich Wiedo aus allen Kräften seiner Hundeseele an Peterl angeschlossen, blieb dem kleinen Ketter nichts übrig, als sich mit dem Geretteten draußen umherzutreiben, die Nähe des Vaters vorsichtig meidend. Es fiel ihm gar hart, und er hielt es dem Wiedo bisweilen seufzend vor: „Siehst, das hab' ich davon, daß du nicht brav warst!“ Dann winselte der Wiedo und legte dem Kleinen teilnehmend die Hände.

Einmal saß Peterl, seine Schulbücher auf den Knien, den Wiedo zu Füßen, im Schatten des Hauses. Da hörte er den Quirin mit einem der jüngeren Jäger, der sein Gewehr putzte, darüber reden, wie sich der Förster in acht nehmen dürfe, und wie die Lumpen, die Wildschützen, ihm auffässig seien. Erst vor zwei Nächten sei an die Haustür ein Brief geheftet worden, darin die greulichsten Drohungen gestanden. Der Förster habe ihn schnell herabgerissen, ehe er der Frau zu Gesicht gekommen sei.

Der Jüngere meinte: „Hunde, die bellen, beißen nicht.“

Der Quirin aber wiederholte: es sei nicht zu trauen, zumal da der Haderlump, der Scherf, wieder um die Wege sei. Der scheue vor keiner Untat!

Die Jäger gingen ins Haus; Peterl vernahm nichts weiter. Starr und fröstelnd hockte er auf seinem Fleck; das Lesebuch, aus dem er lernen sollte, entglitt seinen Händen. Seinem Vater drohte Unheil! Es gab Leute, die ihm ein Leid zufügen, ihn vielleicht umbringen wollten: seinen Vater! Des Knaben Herz stand bei dem Gedanken still.

Peterl hatte sich bis dahin kein Bedenken über die Gefahren des Jägerberufes gemacht, schon weil er seinen Vater für ein allmächtiges, unangreifbares Wesen hielt. Aber der Quirin sagte, es sei Gefahr, und der Quirin wußte Bescheid.

Von nun an erhartete das Büblein die Heimkehr des Vaters nicht mehr mit bloßer Sehnsucht, nein mit Sorge, mit heimlich zehrender Angst, die er der Mutter nicht zeigen durfte. Allerschauerliche Phantasiebilder, aus seinen Räuber- und Indianergeschichten geschöpft, suchten ihn heim: er sah den Vater verwundet, blutend, tot. Wenn dann vor dem Anblick, vor der Stimme des heil Rückkehrenden die Schreckbilder schwanden, schwohll Peterls Brust von Wonne; aber der Vater durfte nicht ahnen, daß man um ihn gesorgt hatte — er haßte das.

Einmal, als der Förster gegen Abend noch sich zu einem Waldgang anschickte, war ihm, als husche jemand hinter ihm. Rasch fuhr er herum, das Gewehr in Anschlag. Da erkannte er die schwächliche Gestalt, die sich zwischen den Stämmen zu verbergen suchte. „Peterl! Du bist's?“

Auf des Vaters barschen Anruf kam Peterl zögernd, gesenkten Hauptes herbei.

„Was hast du da herumzustreichen?“ Der Kleine war dunkel erröthet, aber außerstande, eine vernehmliche Rechtfertigung hervorzubringen. Der Förster wußte nicht, was ihn mehr verdroß: des Knaben Blödigkeit oder seine Leisetreterei. Mit hartem Griff packte er ihn beim Arm. „Du sollst nicht allein in den Wald laufen, hast verstanden? Und die Nachschleicherei verbitt' ich mir! Jetzt mach', daß du heimkommst, und untersteh' dich kein zweites Mal!“ Er schüttelte ihn wie einen jungen Hund, dann stieß er ihn auf den Rückweg. Und Peterl, keines Widerstandes fähig, trollte wie ein junger geprügelter Hund davon.

⊕

⊕

⊕

Vielleicht wäre Brandner minder heftig gegen den Kleinen gewesen, wenn die tägliche Spannung, der tägliche Grimm nicht an seinen Nerven gerüttelt hätten.

Er und die Jäger, zu denen ein dritter, ein flinker, emsiger Bursch, sich gesellt hatte, gönnten sich bei Tag und Nacht keine Ruhe. Oft meinten sie die untrügliche Spur der Wildschützen zu haben, dann hallten plötzlich aus ganz anderer Richtung Schüsse, deren Urheber längst entsprungen waren, wenn die Jäger keuchend von weit her anlangten. Der Scherf — daran ließ sich nicht zweifeln — war der Anführer; der mochte jenseit der nahen Forstgrenze irgendeinen Unterschlupf haben, und über die Grenze reichte Brandners Befugnis nicht. Aber in jedem Falle war Scherf nicht allein, sondern besaß Mitwisser und Aufpasser im Dorfe. Georg Brandner faßte jeden, der ihn gemüthlich mit „ß God, Herr Förstner!“ begrüßte, scharf ins Auge, ob nicht der Grüßende ihn heimlich zum besten habe. Er gelangte allmählich dahin, keinem zu trauen.

Endlich zeigte sich eine Aussicht auf Erfolg. Droben am Wildbachgraben wechselte ein Bock, ein Staatskerl. Auf den hatten die Jäger es abgesehen, aber die Wilderer auch. Und als der Bock eines Abends ausgetreten war, hatte aus dem Dickicht ein Schuß gekracht, vor dem des Jägers Florian, der eben losdrücken gewollt. Wie der aufgesprungen war! Da sauste die zweite Kugel ihm dicht am Ohrläppchen vorbei. Der Bock jedoch hatte geschreckt und Reißaus genommen, und auch der Schütz war — für diesmal! — entwischt.

„Aber den Bock laßt die Bagasch net hint,“ behauptete Florian, der jüngste Jäger, und der Quirin und der Sepp stimmten ihm bei: „An dem fangen wir die Lumpen.“

Es war jetzt Ehrensache, wer den Wilddieb abfaßte.

Eine Woche später, als nach einem sich klärenden Gewitterabend eine gute Morgenbirsche zu erwarten stand, sollte in der Nacht der Wildbachgraben kriegsmäßig umstellt werden. Der Förster wies jedem seinen Standort: dem Quirin und

Florian ganz unten an der Mündung des Grabens, dem Sepp mehr seitlich, wo ein kleiner Pfad ins Unterholz abging; er selbst wollte oben stehen bei den Fichten, wo man den ganzen Graben übersah.

Die Hoffnung des Gelingens stimmte ihn am Abend fast heiter. Er aß und trank mit Lust, machte sogar irgendeinen Scherz mit Peterl. Die stille Frau ward dadurch so aufgeräumt, daß sie den Mann, ohnehin an seine nächtlichen Streifgänge gewöhnt, ziemlich unbesorgt ziehen ließ. Die Jäger waren schon voraus; er ging ihnen nach. Keinen der Hunde nahm er mit: die hätten zu früh Laut geben können. Die Nacht war mondlos; als er nach seinem Hause zurückkam, schimmerte nur blasses Sternlicht über dem Dache.

In der Kammer lag Peterl und horchte auf den wohlbekannten Tritt, bis er verklang. Seine Gedanken geleiteten den Vater, der heut' so lieb gewesen war, bis sie sich verwirrten und entschlummerten. Aber nicht für lange. Plötzlich fuhr Peterl auf — irgend etwas Häßliches hatte ihm geträumt. Klopfenden Herzens saß er im Bett, auf das der schwache weißliche Schein von außen fiel. Der Vater sagte wohl, ein rechter Bub dürfe sich nicht fürchten und müsse deshalb allein schlafen; aber Peterl konnte nichts dazu, daß ihm bang war, so in der stillen Nacht. Da schob ein weicher Körper sich unterm Bett hervor, eine warme Zunge rührte an Peterls Hand: „Ach, der Wiedo!“

Er liebteste den Hund; es tat ihm wohl, sich an ein Lebendiges zu schmiegen. „Was ist, Wiedo? Du schnaufst so — hast auch Angst?“

Hunde wissen vorher, wenn dem Hause etwas Schlimmes droht; das hatte Peterl oft gehört. Deshalb deutete die Unruhe des Hundes ihm unheimlich. Er dachte des Vaters draußen im Wald.

Wär' ich doch bei ihm! Aber er leidt's ja nicht! Wenn ihm etwas zustößt — Jesus!

Er versuchte wieder zu schlafen. Nebenan klangen die friedlichen Atemzüge der schlafenden Mutter. Was brauchte er Angst zu haben, wenn sie ruhig war! Aber die Angst wuchs und wuchs, und der Wiedo gab nicht Ruh: der schnoberte so herum.

Unhörbar schlüpfte Peterl aus dem Bett, troch in seine Sachen. Grad nur wissen hätte er mögen, ob der Florian wieder die Hintertür offen gelassen habe, worüber der Vater schon öfter gezankt. Ganz leise, auf Strümpfen, die Schuhe in der Hand, schlich Peterl hinab. Die Tür gab nach; sie war offen. Draußen dehnte sich dunkel der Wald. In den Wipfeln bisweilen ein sachtcs Rauschen. Sonst alles schwarz und still. Warum er nicht zurückwich davor, nicht zurückkehrte ins Haus — Peter wußte es nicht. Unwillkürlich tat er ein paar Schritte vorwärts. Da, wieder das Warme von vorhin: der Wiedo, der ihm nachgeschlichen war, an ihm emporstrebte. Er stieß ihn fort. „Rusch, Wiedo, mußt dableiben!“ Aber der Wiedo, nach seiner Gewohnheit, folgte nicht. Peterl verlegte sich aufs Zureden: „Schau, Wiedo, werd' ja ich allein schon gezankt, wenn's der Vater spannt. Zu zweit geht's uns noch schlechter — bleib hint!“ Doch der Hund wich nicht, ließ sich nicht wegstreiben. Wie er mit den Augen, mit Springen und Wedeln bat! Peterl vermochte nicht zu wehren. „Also geh mit!“

Wenn der Wiedo wenigstens ein Halsband angehabt hätte, an dem er ihn führen könnte! Denn frei laufen lassen durfte er ihn nicht. So band er sich das Halstüchcl ab und knüpfte es, so gut es ging, um den Hals des Hundes. Der zerrte waldeinwärts so ungestüm, daß Peterl, der ihn an dem Tuschzipfel hielt, kaum folgen konnte. Da, wo kein Stern just



die Arme, aber vorsichtig, um durch kein Geräusch den Lumpen zu verscheuchen, den er erwartete. Mitter flimmerten die Sterne: es ging gegen Morgen, mußte schon um die vierte Stunde sein. Malefizbagasche, die! Ob sie ihn wieder zum Narren hielten? Ob der Morgen wieder ereignislos verstrich?

Er unterdrückte einen Fluch und schloß die Finger grimmig um sein Gewehr. Plötzlich reckte er lauschend den Hals. Seine Gestalt straffte sich; sein Herz schlug schneller. Dort drüben — ganz deutlich hatte er den Ton gehört. Wie das Knacken eines Astes unter Menschentritt! Das Gewehr im Anschlag, stand er und spähte in die Dunkelheit, verhaltenen Atems, ganz angespannte Wachsamkeit. Da — plötzlich — wieder das Knacken, aber näher — hinter ihm — so schien es. Hastig wandte er sich.

Was ist das? Etwas Schwarzes, das über ihn herfällt, ihn zu Boden reißt! Vier Arme oder noch mehr knebeln die seinigen, die wütend nach Freiheit ringen, winden ihm das Gewehr aus der umkrallenden Faust. Zwischen den Zähnen preßt er noch einen Ruf hervor, da wird ihm etwas in den Mund gezwängt, daß ihm schier der Atem vergeht. Und nun packen sie ihn, der sich stumm, ohnmächtig wehrt, und schleppen ihn fort, halb gezerrt, halb getragen, wie ein lebloses Ding. Wohin? Er weiß es nicht; nur das eine weiß er sicher, daß es zum Sterben geht.

Rasch, wie bei Sterbenden, kreuzen sich in ihm die Gedanken. „Es waren also wirklich mehrere, nicht bloß einer; sie haben mich aufgelauret und mich richtig erwischt. Das kränkt mich am meisten, daß die Galunken mir zu schlaue gewesen sind. Warum haben sie mich nicht gleich niedergeschossen?“ — Er konnte es sich wohl denken; war es doch öfters geschehen, daß Wildschützen einem besonders verhassten Forstmann das Leben gefristet hatten zu einem schauder-

vollen Martertod. — „Wenigstens sollen sie's nicht merken, daß mir graut davor! Nur ganz kalt bleiben, stark bleiben, was mir die höllischen Luder auch antun! Die Hanna wird sich arg kränken — armes Weib! Eine gute Frau ist sie gewesen, hat die eine Dummheit reichlich abgebüßt. Gut, daß sie den Peterl hat. Den grämt's auch, glaub' ich; der trägt mir nichts nach. Wohin schleppt mich die Bande denn? Währt's noch lang?“

Es währte noch eine ganze Weile: etwa dreiviertel Stunden mochten es sein. Dann hielten die Gegner plötzlich und warfen ihn, den Gebundenen, Geknebelten, mit rohem Stoß ins Gras. Das Tuch, das ihm die Augen verhüllt hatte, wurde weggezogen; nun sah er, wo er war. Er kannte die entlegene Waldstelle, die jenseit vom Wildbachgraben lag. Hohe Wettertannen standen ringsum; zwischen den Stämmen leuchtete fernher ein roter flammender Schein: der Morgen brach an.

Vor sich sah er die Kerle, die ihn hergebracht hatten. Es waren ihrer drei; die gugelartigen Rappen, mit denen zuvor ihre Gesichter verummmt waren, hielten sie in der Hand und lachten ihn höhniſch an. Der eine war der flüchtige Scherf, die zwei andern waren dem Förster auch als Wilddiebe bekannt: der Hüttler-Franz und der Beno Rollinger. Sie grinſten und umkreiſten ihn wie drei vergnügte Teufel, ſeiner Sprachloſigkeit ſpottend. „Gelt, was ſagſt du jezt? Kennſt uns jezt? Wirſt nimmer den Zeugen und Judas machen, Satan du, grünrothiger!“ Und der Scherf ſpie ihn an, worauf es die andern nachtaten. Dann ſetzten ſie ſich etwas abſeits von ihm auf den moosiſigen Boden und ratſchlagten, was mit ihm anzufangen oder vielmehr, wie mit ihm zu Ende kommen. Sie ſprachen gedämpft, doch nicht ſo, daß einzelne Worte ihn nicht erreicht hätten. Der eine

riet, ihn einfach mit dem Kopf nach unten an einen Baum zu hängen, der andre wollte es kurz abgemacht wissen: eine Kugel und damit gut! Endlich riet der Scherf: „Machen wir einen heiligen Wasfl aus ihm! Am Baum muß er hinstehn, zwei müssen ihm die Händ' annageln, jeder eine Hand mit ein' Schuß. Der dritte zielt nachher aufs Herz. So haben wir ein Scheibenschießen.“

„Aber das Anallen von die Schüss'?“

„Bis einer das hört und heraufsteigt, sind wir lang fort.“

Da stimmten sie zu, der Franz leichter, der Beno ungern. Sie gingen zu dem Getnebelten hin, rissen ihn empor und stießen ihn einer Tanne zu, an deren Stamm sie ihn mit seinem eignen Gewehriemen festschnallten, die Hände hochgebunden überm Kopf. Dann holten sie ihr Schießzeug hervor und prüften die Hähne der Stutzen mit grausamer Behaglichkeit. Georg Brandner zuckte mit keiner Wimper: er mußte noch zufrieden sein, daß sie ihm nichts Ärgeres antaten. Seine Rechnung war fertig und klar.

Die drei waren auch fertig; in einigem Abstand traten sie dem gefesselten Manne gegenüber, nachdem sie Halme gezogen hatten um das Recht des ersten Schusses. Der Scherf grinste, da er dritter ward — Herzschuß. „Fehlen darf keiner,“ sagte er.

Der Hüttler-Franz hatte den ersten Schuß gewonnen, auf eine der gefesselten Hände. Er hob den Arm — zielte —

Horch: ein Geräusch, ein Rascheln, wie wenn ein Reh durch das Dickicht bricht. Es hastet heran — unwillkürlich dreht der Franz den Kopf — ja, was ist das?! Kein Reh — ein junger Bub, der über Buschwerk und Baumstumpfen hinfliegt, auf den Förster zustürzt, ihn mit den Armen umschlingt. Der Peterl! Wie kommt der daher?

Dem Förster hebt das Herz unter der Berührung des

Kleinen, der, alle Scheu vergessend, sich an ihn schmiegt und „Vater, Vater“ stammelt. Warum macht ihm der Bub das Scheiden so schwer? Warum bringt er sich selbst so in Gefahr? Oder weiß er das gar nicht?

Die drei andern hatten sich gefaßt, da sie gesehen, daß Peterl allein war. „Geh weg da!“ schrie der Hüttler ihm befehlend zu.

Peterl rührte sich nicht.

Der Hüttler wiederholte sein Gebot. Da es nichts fruchtete, sprang der Scherf hinzu, den Kleinen mit roher Gewalt von dem Gebundenen loszureißen.

„Nicht weg vom Vater, bitt' gar schön!“ schrie Peterl jammervoll auf und krallte sich gleich einem zu Tode geängstigten Tier in den Baum, in des Försters Kleider. Niemand hätte den schmalen Knabenfingern solche verzweifelte Kraft zugetraut. „Der Malefiztrabat klebt wie Kletten!“ fluchte der Scherf.

„Daß ihn, tu ihm nichts!“ redete der Rollinger dazwischen.

„An Unschuldigen soll man sich nicht vergreifen, das ist Sünd'.“

„O du heiliger Mensch!“ spottete der Scherf. „Meinst, die Jäger wurden so heilig sein, wenn sie uns erwischen, und an deine Duben denken?“

„Ich den! aber dran!“ Der Rollinger warf seine Büchse ins Gras. „In jedem Fall schieß' ich auf den Vater nicht, wenn der Bub dabei ist.“

Der Hüttler-Franz stand und kämpfte. Er haßte die Grünröde — aber er hatte ein junges Weib daheim, das in der Hoffnung war, und wünschte sich einen Sohn. Das war der Augenblick nicht, sich am Kindesherzen zu verfühnen. „Der Rollinger hat recht!“ murmelte er. Die Hand mit der Büchse sank ihm herab.

„Seid's denn Narren worden!“ schrie der Scherf. „Sollen

die andern uns übern Hals kommen? Zuerst muß der hin sein!" Er sprang mit der Waffe auf den Gefesselten ein.

Da packte ihn der Hüttler und riß ihn zurück. „Laß aus!“ stieß er keuchend hervor. „Ich leid's nicht! Der Kleine sieh't's!“

„Ah, der Fraß!“ Einen wüthigen Lacher tat der Scherf.

Doch mitten hinein schrie der Kollinger, sonst der Gemächlichste, Unerbedteste der drei: „Jarwohl, der Fraß! Dir freilich ist alles eins: du hast kein' Hasen und kein' Hasen, kein Weib noch Kind! Was weiß so einer, wie einem Vater zumut ist, wie ein Kind am Vater hängt! Wer Familli hat, sollt sich überhaupt's net einlassen mit so einem!“

Das Wort traf den Hüttler-Franz. Ost hatte die Seine daheim ihn gebeten, dem Scherf nicht Folgschaft zu leisten, der ihn zum Unheil führe. Und er hatte sie schweigen heißen, die künftige Mutter seines Kindes — die doch im Recht war! Jetzt wußte er's. „Also Schluß!“ sprach er entschieden. „Der Kollinger und ich, wir leiden's nimmer, daß dem Förstner was geschieht. Dem Kleinen zulieb soll ihm 's Leben geschenkt sein.“

„Damit er uns anzeigt!“ gellte der Scherf.

Die zwei andern aber widerredeten: der Förster müsse natürlich sein eidliches Versprechen geben, sie nicht zu verraten; anders komme er nicht los.

Ob er das tun wolle? wurde Georg Brandner gefragt.

Er hatte all die furchtbaren Minuten stumm und hilflos ausharren müssen, mit keiner Silbe noch Gebärde den Knaben trösten können. Der sich voll Liebesangst an ihn preßte und dabei rührende Blicke der Bitte auf die fremden Männer richtete. Nun trat die Bedingung an ihn heran, unter der diese Bitte gewährt werden sollte. Eine Pflichtverletzung — die erste seines Lebens!

Ob er schwöre, keinem Menschen zu verraten, was sie ihm getan?

Brandner sah auf den Buben, der das und Größeres verdient hatte um ihn. Er senkte den Kopf auf eine Weise, die aussah wie Bejahung. Der Rollinger näherte sich ihm, zog ihm den Knebel zwischen den Zähnen hervor.

Brandner wollte sich retten. Aber als er seine Lippen regen konnte, brach unwillkürlich, gewohnheitsmäßig ein brüllender Schrei heraus. Der Pflichtruf an die Jäger.

Ah! Wie es die Wilderer durchfuhr! Was nun?! Der Schrei mußte gehört worden sein. Verflucht, wer sich mit Jägern einläßt! „Da habts es jetzt!“ knirschte wütend der Scherf. — „Mach'n wir uns durch!“ — „Nehmen wir'n mit, oder lass'n ihn da?“ — „Was da — jeß muß ein End sein! Nehmt's die Kolben!“ Mit geschwungenem Gewehrkolben holte der Scherf zum Schlag aus.

Da knackte es wieder im Gezweig; wieder kam ein Lebendiges herangejagt, ein vierfüßiges diesmal: ein Hund. Der Wiedo! Bellend, heulend sprang er die Wilderer an. Zugleich durchhallte den Wald ein lauter Ruf, der Antwortschrei des Quirin. Das Echo warf ihn zurück, daß es tönte, als riefen ihrer viele auf einmal. Hallo, die Jäger! Nun galt es, sich zu retten.

Behend, gleich einer Wildkatze, schüttelte der Scherf den Hund von sich ab, sauste den Waldhang hinunter. Der Hüttler und der Rollinger zuerst hinterdrein, dann in verschiedener Richtung dahin, dorthin, um die Verfolger irrezuführen.

Brandner war mit seinem Buben allein. „In meiner Tasche steckt 's Messer,“ sprach er zu ihm; „zieh's heraus und schneid mich los!“

Peterl gehorchte. Noch zitterten die Finger ihm vor

Erregung. Da: ein Knall — und noch einmal — und noch! Erschrocken fuhr Peterl zusammen. Zugleich klang es wieder, ganz nah: „Herr Förstner, Herr Förstner, sind Sie da?“

Brandner stand aufrecht und reckte die befreiten Glieder. „Quirin!“

Es war der Quirin. Da kam er gestampft über Wurzeln und Gezweig, schnaufend wie ein Blasbalg. „Ham S' g'hört? Ham S' g'hört? Mir ham ihn — grad entgegengelassen is er uns! Der Flori und der Sepp sind hinter ihm, der Flori hat ihn angeschoss'n! Ich hab' nur nachschau'n woll'n nach Ihnen, ob der Wiedo recht hat.“ Atemschöpfend wies er auf den Hund, der sich hinter seinen Beinen duckte, sichtlich bemüht, sein Dasein abzuleugnen.

„Der Wiedo? Was ist's mit dem?“

Aber der Quirin erzählte, wie mit einem Male zu seinem größten Staunen der Hund dahergelaufen sei, ganz alleinig. „Holla, Kerl, bist durchgebrannt? Er winselt und will hochstehn an mir. Was hat denn das Vieh da am Hals? denk' ich mir, schau näher zu, da ist's dem Peterl sein Halstüchel! Da muß doch der Bub nicht weit sein; was treibt er denn, was für einen Streich hat er angestellt? Und der Hund winselt in einer Tour und zerrt mich am Rock. Den Flori wundert's auch, was der Kerl doch hat, daß er gar so tut. Zulezt laßt's mir keine Ruh', 'leicht ist der Bub bei Ihnen, denk' ich, will nachsehn und geh' auf Ihren Stand 'nauf; aber Sie sind nicht da! Jetzt spann' ich was. ‚Such' n Peterl!‘ sag' ich zum Wiedo — die Nasen war ja immer 's Beste an dem Hund —, und richtig treibt und zieht er da auffi. Grad zu Ihnen her! Gelten S': der Lump, der Scherf, war da herob'n, und Sie sind nach — oder wie?“

„Mach' nur!“ unterbrach ihn der Förster. „Wir müssen zum Sepp und zum Flori.“

Als bald machte der Quirin kehrt; der Förster folgte mit Peterl. „Wie ist das zugegangen?“ fragte er den Kleinen halbblaut.

„Nicht böß sein!“ stieß Peterl stöckend hervor. „Ich — ich hab’ so Angst gehabt um dich, da bin ich dir nach — und der Wiedo — der ist mir nach. Und am Halstüchel hab’ ich ihn geführt und hab’ zu dir wollen; aber der Wiedo ist auf die Spur vom Quirin kommen, hat sich losgerissen und ist davon. Da bin ich allein weitergelaufen, bis — bis ich dich gefunden hab’.“

Da waren sie am oberen Ende des Wildbachgrabens, und wieder kam ihnen einer entgegen: der Sepp. Der war in aufgestreiften Hemdärmeln, hatte sein Sacktuch um die nackte linke Schulter gebunden und sah halb vergnügt, halb verdrießlich drein.

„Ist er euch doch net austommen?“ rief der Quirin ihn an.

„Uns eigentlich schon. Ob er gleich hübsch stark geschweift hat, ist er hinüberkommen über die Grenz’. Da haben ihn die Königlichen derwischt von drüben; die haben schon paßt auf ihn. Der Flori und die zwei Forstauffseher sind ihm zulezt doch Herr geworden. Die schaffen ihn jetzt schon dahin, wo er hing’hört.“ Er deutete auf das Blut, das ihm aus der notdürftig verbundenen Schulter quoll: „Da schaugn S’, Herr Förstner; mich hat er naufgeschoff’n. Aber ich mach’ mir nix drauß, weil ma nur den Kerl amal hat!“

Es müßten schon mehrere sein, meinte der Quirin. Grad wie sie auf den Scherf geschossen, sei ihm gewesen, als wäre ein andrer in der Ferne davongerannt. „Den kriegen mir nachher ’s nächste Mal,“ versetzte der Sepp.

Das wünschte der Förster nicht. Inßgeheim hoffte und glaubte er fest, daß das Los des Scherf die beiden nur Mißleiteten schrecken würde, so daß er sie künftig schonen dürfte,

wie sie ihn geschont. Und der Peterl, der würde nichts verraten. Auf den konnte man sich verlassen. Überhaupt, der Peterl!

Er fand jetzt erst Zeit, sich dem Kleinen zuzuwenden, der still hinter ihm stand, bemüht, den Wiedo, der ihn kosend umsprang, vor den Blicken des Vaters zu verbergen. Wie das Kind ihn fürchtete! Und doch, doch liebte es ihn so, daß es auch mit ihm gestorben wäre, wenn —

Er betrachtete den Buben aufmerksam, als sähe er ihn zum erstenmal. Wem glich das Knabengesicht, das unter seinem Blick errötete, aber ihm standhielt? Dem Toten? Nein. Zumeist der Mutter; aber ein Zug war da, der nicht von ihr stammte, den der Förster nicht bemerkt hatte zuvor.

Das Herz, unter dem der Bub einst gelegen, hatte während Monaten für ihn, den Förster, geschlagen in Reue, in Sehnsucht, in schmerzlichem Gernhaben. Hatte das alles sich auf den Kleinen unbewußt vererbt? War es der Grund, daß aus dem nur geduldeten fremden Kind ihm doch ein Sohn erstand?

Georg Brandner neigte sich zu dem Jungen herab. Peterl meinte zu träumen; denn etwas Unerhörtes geschah: die bärtigen Lippen preßten sich auf seinen Mund, fest und innig, wie ein Vater küßt.

„Komm, gehn wir heim, daß die Mutter nicht Angst hat!“ Er nahm Peterl bei der Hand und pfiß dem Hund, der scheu von fern lungerte: „Wiedo, daher!“

Der Quirin blieb als eine Art Aufsicht im Walde zurück. Nur der Sepp, dessen Wunde Verband brauchte, geleitete den Vater mit seinem Knaben; der Hund sprang fröhlich voraus. Und Peterl war glücklich.

## Wie Erwin Richter Mensch ward

---

„... und so sind diese Dichtungen uns ein Spiegel ritterlich lauterer Gesinnung bei naiver Sinnenfreudigkeit, die schönsten Denkmäler der Epoche, der sie entstammen. Kann einer von euch mir nochmals den Eindruck dessen, was wir in der heutigen Stunde durchgenommen haben, kurz zusammenfassen? Richter, Sie!“

Der Angeredete erhob sich, die verträumten Augen voll auf den Lehrer gerichtet. „Wir haben,“ begann er ...

Ein gresles Glockenbimmeln tönte auf dem Gange: das Zeichen zur Beendigung des Unterrichts. Schon zwölf Uhr — schade! Erwin Richter sah enttäuscht aus; aber ein Lächeln Doktor Pfeils vertröstete ihn auf das nächste Mal. Denn der Lehrer wußte, daß der Schüler seine Worte trank und im Herzen behielt.

Die Klasse war in vollem Aufbruch. Stühle klappten in die Höhe; Bücher und Hefte wurden noch eilig, unordentlich in die Mappen gestopft. Die Schüler drängten mit linksischem Gruß an ihrem jungen Lehrer vorbei, polterten geräuschvoll durch den Gang, die Treppe des Gymnasiums hinunter. Doktor Pfeil hielt Erwin Richter noch durch einen Wink zurück. Die Mütze in der Hand, trat der schlanke Mensch, mehr Jüngling als Knabe, zu ihm heran.

„Hier, Richter, ist das Buch, das ich Frau Professor Liedemann versprochen habe. Bitte, geben Sie es ihr von mir, und sagen Sie einen schönen Gruß dazu, hören Sie!“

Erwin nickte und empfing seinen Botenlohn im voraus, da der Lehrer ihn wieder freundlich anlächelte. Nicht herablassend, sondern wie ein Freund, ein älterer Bruder! Mit einer wohligen Wärme im Herzen verließ der Junge das Klassenzimmer und das Schulhaus. Es war ihm lieb, daß die andern einen Vorsprung vor ihm hatten, so brauchte er nicht mit ihnen zu gehen, konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen. Sie machten sich ja doch nichts aus ihm. Sie hießen ihn einen Streber, weil er gern lernte; sein Hauptgegner, der Holling, schalt ihn außerdem einen „Süßmeier“, weil er kein Vergnügen fand an Roheiten in Wort und Spiel. Ach, was fragte Erwin nach ihnen?! Er war ja reich, so reich, wie er nie zuvor gewesen! Wenn man zwei solche Menschen besaß!

Seine Gedanken kehrten noch einmal dankersfüllt zurück zu seinem Lieblingslehrer; dann eilten sie ihm voraus zum Hause des Professor Tiedemann, bei dem er Kost und Wohnung hatte. Dort wartete sie, die andere, auf ihn.

Wirklich, als hätte sein Denken sie herangezogen, stand sie schon im Gärtchen vor dem Hause, gerade vor dem Beet, auf dem die ersten Strokus ihre Köpfschen aus den braunen Erdräumen hervorstreckten. Bei ihrem Anblick ward ihm alles lebendig, was er heute von mittelhochdeutscher Dichtung, von Liebern Herrn Walthers von der Vogelweide gelernt hatte. „Mare Fraue — süße reine Fraue“. Er begriff den schwärmerischen, fast mystischen Frauendienst so gut, wenn er die Liebliche, Schlanke mit den weichen Brüsten vor sich sah.

Recht wie ein höfischer Page riß er seine Mütze herab, gab sich eine kavalierrmäßige Haltung, da er ihr das sorgsam unterm Arm getragene, eingewickelte und verschürte Buch überreichte. „Einen schönen Gruß von Herrn Doktor Pfeil, und hier wäre das versprochene Buch!“ meldete er.

Die junge Frau nahm es ihm schnell ab. „Sehr freundlich! Ich werde mich noch selbst bedanken,“ warf sie flüchtig hin. „Ich danke dir auch, Erwin — hoffentlich ist es dir nicht lästig geworden?“

Er schüttelte den Kopf energisch. Als ob irgend etwas ihm zur Last werden könnte, das für sie geschah!

„Komm zu Tisch! Mein Mann ist auch schon da!“ Sie schritt ihm voran in den Hausflur und trug nur, wie sie sagte, das Buch noch in ihr Zimmer. Er betrachtete andächtig ihren schönlinigen Nacken und das abgewandte Profil, während sie, über das Buch geneigt, im Gehen die Hülle zu lösen begann.

Hernach saßen sie selbtritt um den Tisch; Frau Bity — Ludovika hieß sie mit Namen — gab die Suppe aus. Der Professor Liedemann fragte Erwin, was sie heute gehabt hätten — ob er gut vorbereitet gewesen sei? „Zarwohl, Herr Professor, ich wurde leider zu spät aufgerufen.“ Der Professor hörte schon nicht mehr zu, er hatte die Zeitungen entdeckt, die neben seinem Teller lagen, griff danach und schaufelte hierbei das Senfstöpfchen um, so daß sich eine braune Flut über das Tischtuch ergoß. Erwin zerbiß sich die Lippen, um nicht herauszuplätzen, weniger über den Unfall, als über die hilflos runden Augen, mit denen der Unheilstifter seine Tat gewahrte und sich bei seiner Frau entschuldigte. Ob er nicht immer etwas anstellte! Inzwischen hatte Liedemann sich seiner vorigen Frage entonnen und kam auf den Verlauf der Literaturgeschichtsstunde zurück. Während Erwin ihm berichtete, äugelte er in seine Zeitungen hinein; Erwin kannte das schon. Der „Vater Liedemann“, wie die Gymnasiasten ihn nannten, war eben stets anderswo.

Unter den Zeitungen hatte eine breitspurige gedruckte Karte in offenem Umschlag gelegen. Der Professor besah

sie zerstreut und reichte sie seiner Frau hinüber. „Die Einladung für das Maifest,“ sagte er.

Frau Viky schien unschlüssig. „Müssen wir gehen?“

„Doch, liebes Kind, das ist unumgänglich,“ erklärte Tiedemann wichtig.

„Ich meinte nur — wegen des Anzugs.“ Augenscheinlich hatte sie keine rechte Lust. Erwin wagte ein halbblautes „Ach, Frau Professor!“ Der schulfreie Tag und der Ausflug ins Grüne wären ihm verdorben gewesen ohne die Anwesenheit der Herrin — so nannte er sie innerlich.

Die Frau lächelte etwas matt. „Nun, wir werden sehen!“

Sie tut es schon! Sie ist ja so gut! Die frohe Überzeugung stimmte ihn wieder wohlgenut, so sehr, daß er selbst am Nachmittag, beim Naturkundenunterricht ihres Gatten, immerhin eine leidliche Aufmerksamkeit zuwege brachte. Für gewöhnlich hielt das schwer; denn Tiedemann verstand nicht, zwischen sich und seinen Hörern die unsichtbaren Fäden zu spinnen, an denen er ihre Herzen hätte lenken können. Er sprach stotternd, entweder in die Luft oder unter sich, den Kopf zur Brust geneigt. „Er hält Zwiesprache mit seiner Weste“ — bezeichnete ein spottlustiger Schüler dies In-sich-hinein-Murmeln. Es hatte den Anschein, als lebte Tiedemann beständig in einer Welt ganz für sich, über der er die wirkliche Welt samt der Anwesenheit seiner Schüler vergaß. Er übersah den Mutwillen, den sie unter seinen Augen trieben und der vor seiner Person nicht Halt machte, wie etwas ihm Fernliegendes. Im Kreise seiner Kollegen, von seiten des Rektors zumal, hörte man es öfters beklagen, daß ein so wissenschaftlicher Mann nicht die Gabe hätte, sich bei seiner Klasse in Respekt zu setzen. Ein Gegenstand der Ehrfurcht war Tiedemann freilich nicht, eher der Heiterkeit. Aber er war, wennschon den Jungen unverständlich, bei ihnen nicht un-

beliebt, galt vielmehr für einen „hochanständigen Perl“, weil er die ihm gespielten Streiche meist mit ein paar zerstreuten Worten rügte und nur im äußersten Fall dem Rektor zur Bestrafung anzeigte.

Erwin nahm an solchen Streichen nicht teil, als eine Art Haussohn und auch aus Mitterlichkeit gegen die Frau Professor. Einmal hatte sein Mitschüler Golling den sinnreichen Einfall, eine an der Wand aufgehängte Tafel mit naturwissenschaftlichen Abbildungen aus dem Tier- und Pflanzenreich schnell vor Beginn des Unterrichts herabzunehmen und dafür eine alte Landkarte hinzuhängen. Tiedemann, der kurzichtig war, sah nie richtig hin, sondern deutete mit dem Stäbchen gewöhnlich an der Figur vorbei, auf die seine Rede sich bezog. Diesmal war von dem planlosen Herumstochern besonders viel Spaß zu erwarten: der Ahnungslose stand schon oben, und die Komödie sollte beginnen. Da erhob sich Erwin, unter dem Vorwand, das Fenster zu öffnen; neben dem Katheder vorbeistreifend, stieß er absichtlich so an die Karte, daß sie vom Nagel herabfiel und gerade vor Tiedemanns Füße rollte. Der blinzelte darauf hin — „Ach, das ist ein Irrtum!“ sagte er einfach. Die „Verwechslung“ ward beglichen und der Unterricht nahm seinen Gang. Früher hätte Erwin — das wußte er wohl — eine derartige zarte Regung ferngelegen. Er hätte schadenfroh dem lächerlichen Vorgang zugeschaut. Denn die beiden, die ihm damals noch fremd gewesen, hatten ihn erst innerlich erweckt.

Wie ihnen Erwin diese Erweckung dankte, ihm und ihr!

Die Romantik, die in jedem jungen begabten Menschen steckt, selbst wenn er sie ängstlich verleugnet, ließ ihn beide in verklärtem Glanze sehen. Mit heimlichem Überschwang wünschte er sich, für sie Gefahren zu bestehen, große Opfer

zu bringen, ja sein Blut hinzugeben, um ihnen zu lohnen, was sie in diesen zwei Jahren an ihm getan.



Erwin Richter stammte aus einem Hause, wie es viele gibt. Eines, wo die Mittel des Lebens beständig mit dessen Zweck verwechselt wurden. Die Männer waren nur auf Erwerb und auf Wahrung ihrer Autorität, die Frauen nur auf Zusammenhalten und äußere Wohlanständigkeit bedacht. Seinen Vater sah Erwin selten: als Leiter eines großen industriellen Betriebes kam er kaum zu den Mahlzeiten, bisweilen erst abends nach Hause und war dann im höchsten Maß ruhebedürftig. Die Mutter hatte sich um ihren Sohn viel bekümmert, solange er klein war; allerdings bestand ihr Anteil zumeist darin, daß sie seine Kleidung peinlich in Ordnung hielt und fortwährend an seinen Manieren herumergog. Sie litt unter Überbürdung fast so sehr wie ihr Mann, denn sie hatte das große Hauswesen zu versehen, die Diensthoten zu überwachen und die „Repräsentation“, wie sie es nannte, zu führen. Erwin entsann sich nie, daß seine Mutter anders als in einem klagenden, gekränkten Ton gesprochen hätte. Mit zwölf Jahren schon war er ihr völlig entwachsen und rächte sich an der Umgebung, die ihm nichts denn das leibliche Brot geben konnte, durch beständige Unliebenswürdigkeit. Mit ein paar nachgeborenen Geschwistern lebte er in steter Fehde; in der Schule lernte er träg und unlustig. Die Frau, die ihrem abgearbeiteten Mann die Vaterorgen und -pflichten meist fern hielt, erreichte in den wenigen Fällen, da sie ihn sich zum Beistand aufrief, nur heftige häusliche Auftritte, die keine Besserung bewirkten. Im Gegenteil litt Erwin, als ein reizbares und empfindsames Kind, nachhaltig unter solchen plötzlichen Ungewittern; sie machten ihn scheu und verstockt. „Er ist eben sehr nervös“ — lautete das Urteil

der Verwandtschaft über ihn. Die Verwandten des Vaters und der Mutter stritten nur darüber, von welcher Seite die Nervosität ihm anererbt sei.

Allmählich bildete sich im Familienrat die Ansicht heraus: bei der unraffigen Umgebung, den Zerstreuungen der Großstadt und der starken Geselligkeit des Elternhauses könne ein Knabe von Erwins Veranlagung nicht gedeihen. Die Eltern empfanden diese Erkenntnis als eine Art Befreiung; sie erkundigten sich nach irgend einem gut geleiteten Gymnasium in der Provinz, wo Erwin den Unterricht genießen und in der Familie eines Professors wohnen könnte. Es war ihnen, wie namentlich die Mutter versicherte, ein Opfer, ihren Ältesten von sich zu lassen. Aber die Rücksicht auf sein Wohl gab natürlich den Ausschlag.

So kam Erwin, noch nicht fünfzehnjährig, in die stille mitteldeutsche Stadt.

Er hatte seine hochmütigste Miene aufgesetzt, entschlossen, mit dem Maßstab überlegener Kritik alles und jedes zu messen. Nicht, daß er nicht gern von daheim fortgegangen wäre! Es galt nur, den guten Leuten hier gleich zu zeigen, daß ihm nicht leicht zu imponieren sei!

Aber da stand an der Tür eine junge schöne Frau, in einer Kleidung, die man gar nicht auf ihre Kostbarkeit beurteilen konnte — so anmutig sah sie darin aus! „Simplex munditiis“ — mußte Erwin denken, mit dem Ausdruck eines römischen Schulkritikers, in dem er bei einer vorzeitigen Entdeckungsreise allerhand Bewundernswertes gefunden hatte: Bartheiten und Derbheiten, die ganz jenseits der Schulsphäre lagen.

Die Junge, Schöne streckte ihm die Hand hin; ihr erstes Wort lautete: „Herzlich willkommen bei uns!“

Und Erwin wußte nichts zu sagen, sondern küßte ihr nur

linkisch die Hand. Es war, als habe er mit dieser unwillkürlichen Gebärde von vornherein seine Unterwerfung besiegelt.

Frau Bith Tiedemann merkte nicht, wenn er den Blasierten und den Sleptiker zu spielen versuchte. Sie ging darüber hinweg, oder wenn sie es wahrte, lachte sie ihn einfach aus. Dinge, die er daheim als unerhört empfunden hätte, mutete sie ihm zu wie etwas Selbstverständliches. Vier Wochen war er im Hause, da rief sie ihn an, ihr den Korb mit Bohnen zu tragen, die sie im Garten selbst geerntet hatte. Und als er zögerte, machte sie ihm eine tiefe Verbeugung — so einen Knick aus der Wiedermeierzeit — und bat: „Will der Herr Sekundaner vielleicht die Huld und Herablassung haben, den Korb zu nehmen? Mir ist er nämlich zu schwer.“

Er nahm ihn, natürlich! Und ein paar Tage später, wohl zur Belohnung, rief ihn die junge Frau in die Küche. „Erwin, mögen Sie gern rohen Ruchenteig? Hier meine große Backschüssel, die dürfen Sie ausschlecken!“ Erst regte sich empörte Abwehr in ihm; aber die vergaß er über dem Lächeln der Frau. Sie hatte Augen von zärtlich warmem Braun, in denen, wenn sie lachte, goldene Lichter aufblitzten. Da kostete er von den Teigresten in der Schüssel, und sie schmeckten ihm so gut, daß er sie rein ausaß.

„Er ist ein lieber Junge!“ — war Biths Meinung von ihm.

Dieser ihr fester Glaube wirkte so stark auf ihn, daß er den lieben Jungen, der er teilweise war, wirklich in sich entdeckte und herauskehrte. Die Engigkeit der Bucht daheim hatte das eine Gute gehabt, ihn innerlich kindhaft zu erhalten. Seine Herrenmanieren, die nur äußerlich gewesen waren, fielen von ihm ab; er, der sich viel damit gewußt hatte, als er in Obertertia zum erstenmal mit „Sie“ angesprochen wurde, bat nach kurzer Zeit die Biehelkern um das vertraulichere „Du“. Er ward ein betulicher Haussohn, ritterlich

gegen die junge Pflegemutter, respektvoll gegen ihren Mann. Den hielt er freilich für einen Spießker; aber es wäre ihm nicht möglich gewesen, ihm in Biths Gegenwart unartig zu begegnen. Auch war, trotz seiner wunderlichen Pedantenmanieren, der Professor Tiedemann entwaffnend durch eine wehrlose Gutherzigkeit. Erwin wußte bisweilen nicht: war das ein Mangel, dies duldende Hinwegsehen über äußere Dinge und Geschehnisse? Oder war es das Zeichen einer gewissen inneren Überlegenheit?

Freilich, die Lust am Lernen brachte Tiedemann seinem Kostgänger nicht bei. Erwin blieb ein schlechter Schüler, bis nach ein paar Monaten der neu bestellte Lehrer für Deutsch, Latein und Geschichte, Doktor Pfeil, sein Amt antrat.

Da vollends begann eine wunderschöne Zeit.

Der junge Pädagoge mit der militärischen Haltung und den hellen Augen bemerkte den schlaff und träumerisch in der Bank hockenden Jungen. Und setzte seinen Ehrgeiz darein, ihn munter zu machen.

Die Klasse war nicht groß; so konnte auf den einzelnen geachtet werden. Wie Doktor Pfeil es verstand, den Anteil Erwins rege zu halten, ihn dahin zu bringen, daß er unverwandt, gespannten Blickes an seinen Lippen hing! Für verfehlte Arbeiten tadelte er ihn nie in beschämender Weise, sondern wußte ihn anzuspornen. „Aber Richter, so was sollte Ihnen nicht geschehen! Ich weiß doch, Sie können es besser.“ Wie Frau Tiedemann das Wollen, so setzte er bei Erwin das Können voraus. Und Erwin entdeckte, wie zuvor die Kräfte seines Herzens, nun die Fähigkeiten seines Kopfes. Alles Schlummernde ward wach; alle Keime begannen sich zu entfalten. Er hatte sein Vorbild gefunden und strebte ihm nach.

Dem Gefühl, verstanden und ermuntert zu werden, gesellte sich das körperliche Erstarken durch die freien Stunden, ver-

bracht in Luft und Licht. Doktor Pfeil nahm die Schüler gern auf Spaziergängen mit, in die nächste Umgebung der Stadt, auch zum Baden in dem kleinen grünspiegelnden Fluß. Obwohl er dabei ganz menschlich vertraut, nicht aus unnahbaren Höhen herab, zu ihnen sprach, befestigte doch dieser Verkehr außerhalb der Schule noch seine Herrschaft und seinen Einfluß. Als Mensch wie als Pädagoge bildete er den geraden Gegensatz zum Wesen Liedemanns. Er war die verkörperte Selbstsicherheit.

Nichts Eitles oder Schauspielerisches an ihm, nichts, was um Beifall geworben hätte! Aber die Art, wie er von den Dingen sprach, unbekümmert um jedes andre Urteil ihnen die entscheidende Prägung zu verleihen schien, zeugte von einem starken Glauben an sich selbst. Der Ton, das Lächeln, womit er gegenteilige Ansichten erwiderte: „Meinen Sie?“ — oder: „Gefällt Ihnen das?“ hatten nichts Verletzendes und wirkten doch verwirrend. Ebenso versetzte sein nachsichtiger leiser Spott bei irgend einem kindischen Schülerstreich den Täter mehr in Beschämung, als es die längste Strafrede vermocht hätte. Weil er ein gewisses Vorrecht vor den übrigen beanspruchte, wie ein ihm von Natur Zukommendes, so deutete auch diesen: ja, es käme ihm zu!

Erwin vor allem empfand so. Deshalb fühlte er sich namenlos geehrt durch jedes vertrauliche Wort. Er mußte seiner jungen Ziehmutter gedenken, die auch oft kindlich mit ihm scherzte und ihn doch stets im Bann ihrer einfachen fraulichen Würde hielt. Er erlebte übrigens die Genugtuung, daß ihr und ihrem Manne sein Lieblingslehrer ebenso wohlgefiel als ihm.

Die unvermählten Kollegen pflegten im Hause der verheirateten zwanglos zu verkehren. Bisweilen fand Pfeil sich des Abends am Tische der Liedemanns ein und unterhielt

sich mit den beiden in seiner warmen, die Dinge von innen heraus belebenden Art. Er vermochte es über den ungelenkten Hausherrn, daß auch der gesprächig ward und weit mehr zu sagen wußte, als man ihm zugetraut hätte. Die junge Hausfrau saß mit glänzenden Augen dabei und hielt durch eine gelegentliche kluge Frage das Gespräch im Gang. Erwin wurde das Herz weit vor Stolz auf sie.

Eines war, was ihn oft wunder nahm: wie sie eigentlich zu ihrem Manne gekommen sei? Sie paßten doch gar so wenig zusammen. Freilich begegneten sie einander stets freundlich und gut; die Frau nützte jeden Anlaß, um ihres Gatten Charakter zu rühmen. Warum tat sie das? Erwin hielt es im Grunde für überflüssig. Er war freilich in derlei Dingen unerfahren und schämte sich zugleich seiner Unerfahrenheit. Deshalb verbarg er sie; nur einmal, da er „seinen Doktor“ besuchte, brachte er vorsichtig die Rede auf den Professor und dessen Frau. Aber Doktor Pfeil, obgleich nach Erwins Meinung der Klügste aller Menschen, schien ihn nicht zu verstehen: er lenkte kurzweg ab.



Der Tag des Maifestes war angebrochen. Wider Erwarten ein strahlender Tag.

Bis am Abend zuvor hatte es geregnet in Strömen, man war sich schon einig gewesen, daß das Fest verlegt werden mußte. Nun bewirkte die angenehme Enttäuschung und gerade der Umstand, daß die ungläubig und lässig betriebenen Vorbereitungen in aller Eile vollendet werden mußten, eine allgemeine fröhliche Geschäftigkeit. Viele stellten sich am Versammlungsort ein wenig erhitzt und kurzatmig ein, aber in bester Stimmung. Eine kleine Strecke hatte man mit der Sekundärbahn zu fahren; dann ging es zu Fuß durch mailiche Wälder nach der alten Eiche oberhalb des Forsthauses. Das

junge Lichtgrün der Laubbäume, von der Sonne durchleuchtet, schimmerte wie Edelgestein; zwischen den braunen Blättern vom Vorjahr, die unter den Füßen raschelten, sproßten blaßrosige Anemonen und blaue Hundsröschen empor. Erwin, der als Pflegling des Professors mitgedurft hatte, empfand ein Wohlgefühl, das er hätte hinaus schreien, in Sprüngen und Raderschlagen hätte kundtun mögen. Noch nicht lange, an Ostern, waren die Zensuren erteilt worden; zum erstenmal hatte er ein glänzendes Zeugnis gehabt. Tags darauf war ihm Doktor Pfeil begegnet und hatte ihm die Hand gegeben. „Ich freue mich, Richter!“ Auch die zu Hause hatten sich gefreut; sie hatten es in einem langen Brief geschrieben! Und die Frau Professor, seine Frau Professor, hatte ihm angekündigt, daß sie nun doch mit zum Waldfest komme! Gewiß, ihm zu Gefallen, ihm zur Belohnung hatte sie es getan! Da vorn, unter den Damen, ging sie in einem Kleid, in dem sie wie eine Hyazinthe ausah; wenigstens erinnerte ihn das zarte duftige Blau daran. Ein Kamerad flüsterte ihm zu: „Du, die Frau deines Alten ist eine famose Erscheinung.“ Er nickte mit gespielter Kühle dazu.

Oben um die alte Eiche herum — Tiedemann ließ es sich nicht nehmen, an ihren Anblick eine kleine Abhandlung über ähnliche alte Bäume und das Alter der Bäume überhaupt zu knüpfen — entfaltete sich eine mailiche Lust. Es gab Kaffee, im Freien gekocht; der Kuhstall des Forsthauses lieferte köstlich frischen Rahm. Die Damen schenkten die Tassen voll und boten das Gebäck umher; keine tat es mit so unbefangener Anmut wie Bity Tiedemann. Sie kam auch zu Erwin: „Da, die Schokoladenschnitten hab' ich ein bißchen versteckt für dich.“ Trotz all des Geschwirrs hatte sie seiner jugendhaften Vorliebe gedacht! Er blickte ihr zärtlich nach, wie sie langsam von ihm hinüber zu Doktor

Pfeil schritt, und wie der ihr mit tiefer Verneigung die Tasse aus der Hand nahm.

In der Kaffeepause kamen die geistigen Genüsse an die Reihe. Die Schüler sangen im Chor allerhand Frühlings- und Vaterlandslieder; dann mußte Erwin ein Gedicht sprechen: das Maigedicht Herrn Walthers: „Wenn die Blumen aus dem Grabe bringen“ — Er tat es unfrei: die Menschen standen zu nahe um ihn herum; das machte ihn befangen. Aber die Befangenheit gab ihm etwas innerlich Behalteneß, was dem Vortrag nicht schadete; und er wurde von allen gelobt. Hernach spielte der Geographieprofessor, der für sehr musikalisch galt, ein Stück auf der Geige — „ein alt-italienisches Lied“ — teilte seine Frau den Nächststehenden mit. Und dann kam, wenigstens nach Meinung der Männer, das Beste, nämlich die Maibowle.

Sie war mäßig stark; man hatte sie überhaupt nur mit Mühe gegen die Stimmen von ein paar Kollegen, die Anhänger der Temperenzbewegung waren, durchgesetzt. Trotzdem, da die Mägde des Forsthauses die mächtige Terrine heranschleppten, trieb schon ihr Anblick, der von ihr ausströmende Duft, die Stimmung zur Höhe. Man lachte und schwatzte durcheinander; die Älteren gaben nicht mehr auf die Jugend acht, die Herren umschwärmten die hübscheren Frauen und Töchter der Kollegen, worüber die nicht Umschwärmten tuschelnd die Köpfe zusammensteckten. Mitten hinein hielt der Rektor seine angestammte, mit großem äußeren Anstand vorgebrachte Rede, in der er die am Gymnasium herrschenden schönen vertrauensvollen Beziehungen der Lehrer unter sich und der Lehrer zu den Schülern hoch leben ließ. Ein allgemeines Hochrufen und Gläserklingen folgte; dann, nach einer längeren Trink- und Ruhepause, ergriff noch einer das Wort: Doktor Pfeil.

Seine Stimme schien ein wenig belegt; dennoch klang sie kräftig und trug weit. Er führte aus: nachdem der hochverehrte Leiter der Anstalt den guten Geist derselben gepriesen habe, müsse billig auch der guten Geister gedacht werden, die, ohne handelnd einzugreifen, doch auf alles Tun der Männer ihren still segnenden Einfluß übten. Man sehe wohl schon, wem das gelten sollte, und wundere sich vielleicht, daß gerade einem Junggesellen die Ehre des Trinkspruchs auf die Damen zuteil geworden sei: aber durch Wunsch und Entbehren lerne man den Wert eines Gutes oft besser erkennen als durch Besitz. Nun habe er freilich einen schweren Stand, da soeben sein Schüler das Gedicht eines gleichfalls unbeweibten Dichters vorgetragen habe, in dem der Reiz der Frauen über alle Lenzezwunder gepriesen werde. Aber nur vom äußeren Reize sei die Rede, während doch vom inneren Wesen der Frau, einer echten Frau, erst recht der Zauber ausgehe, der jeden Mann in Banden schlage. — Das alles wußte er, ein neuer Frauenlob, mit so glücklichen Wendungen zu verbrämen, so sicher bis zum Höhepunkt, dem Hoch auf die Damen, zu steigern, daß er alle mitriß und sichtlich der Held des Tages ward.

Die Begeisterung war allgemein. Die Damen lächelten so süß, als sie nur konnten; die Herren schüttelten dem Redner die Hand. Alle stießen mit ihm an; man war sich, laut und leise, wieder einmal klar, daß er die glänzendste Persönlichkeit der Anstalt sei.

Es begann zu dämmern. In plaudernden Gruppen schlenderte die Gesellschaft nach dem Forsthause, wo die geräumigste Stube zu ihrem Empfang mit frischem Grün geschmückt war. Die Bowlenterrine ward frisch gefüllt; unter den jugendlichen Festteilnehmern entspann sich eine Beratung, ob man Gesellschaftsspiele vornehmen oder lieber tanzen

solle. Man zweifelte, ob der Geographieprofessor wohl die Freundlichkeit haben würde, zum Tanz aufzuspielen? Erwin, der Spiele nicht liebte und dem die Kunst des Tanzens nicht recht zu eigen war, fühlte sich überflüssig unter den Erwachsenen; auch vermifste er die beiden, an denen sein Herz hing. Leise verließ er die Ecke, in der er sich herumgedrückt, und trat hinaus; schweigend und kühl umfing ihn die Mainacht. Er tat ein paar Schritte den Waldsteg hinauf, der Höhe zu, auf der die alte Eiche stand. Da sah er zwei Gestalten sich von dem flimmrigen Abendhimmel abheben und erkannte die Gesuchten: Bity und den Doktor. Sie standen nebeneinander auf dem Hügel. Der junge Mann hielt die Hand der Frau gefaßt und schien dringlich auf sie einzureden. Bity mußte wohl anderer Meinung sein; denn Erwin sah, wie sie mehrmals den Kopf schüttelte. Dann zog sie ihre Hand aus der des Doktors, lauschte nach drunten, als habe sie irgend etwas von dort erspäht, und ging schnell hinab, indes er langsameren Schrittes ihr folgte.

Im Forsthaufe hatte mittlerweile die Partei der Tanzlustigen obgesiegt; ein Duzend Paare etwa drehten sich lustig in der großen Gaststube zu den Klängen eines verstimmten Klaviers. Doktor Pfeil ward mit Applaus begrüßt; es mangle an Tänzern! rief man ihm entgegen. Es blieb ihm nichts übrig, als seiner Pflicht zu genügen; doch tat er es zerstreut und unterhielt seine Partnerinnen minder lebhaft als sonst. Bity, die er gleichfalls aufforderte, lehnte dankend ab, was ihn zu verdrießen schien. Sie tanzte überhaupt nicht, sondern saß eine Weile zuschauend an ihres Mannes Seite und verließ dann das Zimmer — um Luft zu schöpfen, wie sie sagte. Erwin, der ihr nachgegangen war, fand sie an die Brüstung eines kleinen Holzbalkons gelehnt, auf den die Sterne herabfunkelten. Ein Schauer durchtrann den schlanken

Körper. „Ist Ihnen kühl, Frau Professor?“ fragte Erwin besorgt.

„Ja, bitte, bring' mir mein Tuch! Es liegt in der Stube.“ Er lief und fand es; eifertig kam er damit zurück und legte es, ein wenig unbeholfen, um ihre ihm entgegengeneigten Schultern. Ihr Antlitz war dem seinen so nahe, daß ihr Hauch seine Wange streifte — da sah er bestürzt, daß ihre Augen voll Tränen standen.

„Frau Professor“ — stammelte er. In der trockenen Anrede bebte alles, was er empfand: Mitleid, Angst, Bärtlichkeit. Die Frau hörte es heraus und lächelte weh unter ihren Tränen. „Guter Erwin!“ raunte sie halblaut; und plötzlich — er wußte nicht, wie ihm geschah — hatten ihre Lippen sich auf seine Stirn gedrückt!

„Wir wollen hineingehen“ — sagte Bity, nahm den Sprachlosen bei der Hand und führte ihn in den Tanzsaal zurück, wo sie im Kreise der Kollegenfrauen Platz nahm.

Erwin wußte nicht, was an diesem Abend noch weiter geschehen sei. Er sah und hörte undeutlich wie durch einen Schleier. Aber auf der dunkeln Heimfahrt, in seine einsame Schlafstammer geleitete ihn jubelnd der eine Gedanke: „Sie ist mir so gut, daß sie mich geküßt hat! Sie hat Kummer — vielleicht weil sie nicht glücklich ist“ — sann er altklug. „Aber daß ich ihr Freund bin, hat sie gefühlt — und hat mich geküßt!“

Er schlief wenig diese Nacht. Und so oft er erwachte, stand es vor seinem Bewußtsein: „Sie hat mich geküßt!“

⊕

⊕

⊕

Der Sommer war regnerisch und gewitterschwül. Daran mochte es liegen, daß in Haus und Leben die gewohnte Behaglichkeit nicht aufkam. Die junge Frau Bity war oft blaß und in sich gekehrt; Erwin konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie leidend sei und nichts sagen wolle, wohl aus

Schonung für ihren Mann. Er selbst tat, was immer er ihr an den Augen absehen konnte; am liebsten wäre er ihr nicht von der Seite gewichen. Allein sie schickte ihn fort, verweilte stundenlang draußen auf einsamen Spaziergängen oder verschloß sich in ihrem Zimmer. Es kränkte ihn ein wenig, daß sie ihn nicht weiter als ihren Freund betrachtete, da er doch der nächste und treueste war.

In der Schule ging es gut voran bis zum Semesterluß. Zwar schien die Schwüle auch auf Doktor Pfeils Nerven zu wirken, der sich reizbarer zeigte als gewöhnlich; doch hatte Erwin es nicht zu empfinden. Er schnitt bei der Zeugniserteilung wieder gut ab: in den Fächern, in denen Pfeil unterrichtete, hatte er die erste Note. Aber der Glückwunsch seines Lehrers klang nicht heiter wie sonst. Augenscheinlich war er überanstrengt und hatte die Auffrischung der Sommerferien diesmal sehr nötig.

Der Augenblick nahte, wo alles für etliche Wochen auseinanderflatterte, Erholung suchte da und dort. Erwin ging ohne sonderliche Lust nach Hause; überdies hatte er von daheim wenig Gutes gehört in letzter Zeit. Es war ihm ein Trost, daß, nachdem der Professor ihm zerstreut und gutmütig „Bergnützte Ferien!“ gewünscht hatte, Frau Witz ihn noch zum Bahnhof brachte. Sie sprachen nichts Wichtiges miteinander, abgerissene bedeutungslose Sätze, wie sie auf Bahnhöfen üblich sind. Die Stimme Witzs klang gepreßt.

Als Erwin ihr zum Abschied die Hand küßte, neigte sie ihr Gesicht ihm zu — wollte sie ihn wieder küssen? Sie tat es nicht, vielleicht der Umherdrängenden wegen; aber aufschauend gewahrte er in dem Antlitz, das ihm so nahe war, einen angstvollen, fast flehenden Zug, wie wenn sie bitten wollte: „Geh nicht von mir!“ Doch hastig schob sie ihn von sich, in den Wagen hinein.

Auf dem ganzen Wege, unter dem eintönigen Rollen und Klüppeln der Bahn, schalt sich Erwin, daß er nicht rasch entschlossen herausgesprungen war, sich an sie geklammert hatte. Wenn irgend etwas sie bedrückte! Wenn er ihr vielleicht hätte helfen können! In dieser bewegten, besinnlichen Stimmung langte er bei den Eltern an.

Zu Hause ward das viel Wärmere, Umgänglichere seines Wesens wohlthuend empfunden. Dort herrschte mancherlei Sorge, bei der man froh war, ein Familienglied wenigstens auf sicherem gedeihlichem Wege zu wissen. Erwins Vater hatte durch Jahre seiner Kraft Übermäßiges zugemutet; nun redeten die Ärzte von einem Nervenzusammenbruch, von der Notwendigkeit längerer Ausspannung und Erholung. Die Frau erlag fast den Vorbereitungen zu einer mehrmonatlichen Reise, erst ins Gebirge, dann in den Süden; das jüngste Kind wollte man mitnehmen, während die zwei schulpflichtigen bei Verwandten untergebracht werden sollten. Die bevorstehende Zerspaltung der Familie ließ eine ungewohnte gegenseitige Weichheit aufkommen: man tat sich noch zu Gefallen, was man vermochte, ehe man sich auf geraume Zeit trennte. Auch Erwin nahm Anteil an den Nöten der Seinigen und setzte sich fest vor, ihnen bei dereinstiger Wiedervereinigung mehr zu sein, als er früher gewesen war. Zugleich aber dachte er mit unbewußtem selbstischem Behagen an die Rückkehr in sein Heim, das Heim seines Herzens, die ihm bald bevorstand.

Da kam ein Brief von Professor Liedemann an Erwins Vater. Ein Brief, aus dem anfänglich niemand klug ward!

Liedemanns Stil schien beeinflusst von dem Sage, daß die Sprache da sei, um die Gedanken zu verbergen. Mit Mühe schälte man aus seinen unklaren Umschreibungen den Kern heraus, daß leider seine Frau ernstlich erkrankt sei und

in Eile ein Sanatorium habe aufsuchen müssen. Eine Verwandte führe ihm inzwischen die Wirtschaft. Er gebe der hochgeschätzten Familie anheim, ob sie ihm unter diesen Umständen seinen Pflegling zurücksenden wolle.

Im Hause Richter herrschte große Aufregung. Erwin war, da sein Vater ihm den Brief mitteilte, bis in die Lippen erbleicht. Hatte er es nicht geahnt, daß sie litt! — und nun bestätigte seine Ahnung sich so. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht viel mehr auf ihr Befinden geachtet, viel sorglicher über sie gewacht hatte! — Sein Vater hinwieder meinte: es wäre doch wohl klüger, Erwin vorläufig anderwärts unterzubringen, bis man erführe, ob die Krankheit der Professorsfrau langwierig sein würde oder wie sich ihre Stellvertreterin bewährte. Vielleicht bereitete man dem Strohwitwer jetzt nur eine Verlegenheit durch seines Kostgängers Rückkehr. Aber da geriet Frau Richter außer sich.

Sie begann mit Aufzählung alles dessen, was sie in jüngster Zeit durchgemacht hätte: von der Angst um ihren Mann und dem Ertragen seiner üblen Laune bis zu den vielgestaltigen warmen und leichten Kleidungsstücken, die sie für eine so weitaussehende Reise beschaffen und einpacken mußte. Sie fragte, ob irgend jemand ihr das unbillige Ansinnen stellen könnte, zu alledem noch eine andre geeignete Unterkunft für Erwin, kurz vor Wiederanfang des Unterrichts, ausfindig zu machen. Daß Frau Liedemann leidend sei, wahrscheinlich an den Nerven — ja, in Gottesnamen, da könne man nicht dafür! „Du bist auch nervös; heutzutage ist jeder Mensch von Bildung nervös! Und wenn man beizeiten das Richtige tut — Du hörst ja: Liedemanns sind vernünftig und tun auch gleich etwas — dann werden die Nerven eben wieder gesund! Deswegen den Jungen fernhalten, als ob die Pest im Hause wäre — so ein Unsinn!“ Mit glücklicher Erleuchtung



was für Nachrichten von der Frau Professor eingetroffen seien. Liedemann zuckte zusammen; eine Röte stieg in sein verfallenes Gesicht, während er etwas von Bessergehen murmelte. Erwin verstummte angesichts der wunderlichen Grimassen, mit denen die, im übrigen stumme, Base ihm über den Tisch zuplinkte. Hernach, als die Mahlzeit beendet war, paßte sie ihm auf und bat ihn sehr verlegen: er möge solche Erwähnungen doch unterlassen; es täte dem Herrn Better gar so weh!

Erwin versprach es, voll Mitleid mit dem Professor. Aber wunder nahm es ihn doch, solch ein Wesen und solche Heimlichuerei! Daheim war seines Vaters Krankheit ruhig vor allen Freunden und Verwandten erörtert worden.

Bekommen ordnete er seine Siebensachen und schloß bedrückten Herzens ein. Am Morgen aber faßte er frischen Mut: er freute sich auf den deutschen Unterricht, auf Doktor Pfeil, von dem er seit einigen Wochen ohne Nachricht war. Gerade weil er die Gegenwart des einen geliebten Menschen entbehren mußte, fühlte er doppelte Sehnsucht nach dem andern.

Die Klassenkameraden begrüßten ihn mit Hallo. „Bist du da? Na, was sagst du zu den Sachen bei euch? Wie geht's deinem Alten?“

„O, leidlich!“ Erwins Augen suchten umher.

„Ist der Pfeil noch nicht da?“

„Der Pfeil? Aber was denkst du! — Der — —“

„St! Der Rektor!“ rief einer dazwischen. Sie hasteten in das Klassenzimmer hinein, auf ihre Plätze, drückten sich aneinander vorbei, bis sie in geordneter Reihe saßen. Unmittelbar nach ihnen trat der Rektor ein — neben ihm ein bartloser junger Herr, der einen selbstzufriedenen Blick über sämtliche Schülerköpfe hingeleiten ließ.

„Herr Doktor Weißmeier“ — stellte der Rektor ihn vor und fügte ein paar Einführungsworte hinzu, worin er die Hoffnung aussprach: die Klasse werde ihrem neuen Lehrer mit Respekt und Vertrauen entgegenkommen und seine hingebende Mühe durch rastlosen Eifer lohnen!

Dann verließ er das Klassenzimmer. Der „Neue“ begann den Unterricht in der Weise eines Menschen, der die andern einfach als leere Gefäße ansieht, bestimmt, die Überfülle seiner Weisheit aufzunehmen. Die Schüler, besser gewöhnt, saßen kleinlaut auf ihren Sitzen; Erwin war nahezu verzweifelt. Er konnte kaum die Pause abwarten, um mit seiner Meinung herauszufahren.

„Der ist ja gräßlich! Auf wie lange haben wir ihn denn auszuhalten? Wann kommt Doktor Pfeil wohl zurück?“

„Der Pfeil?“ — Sein Nebenmann riß die Augen weit auf. „Der kommt doch überhaupt nimmer.“

„Nicht mehr?“ stammelte Erwin, von Schrecken betäubt.

„Na, das ist aber doch klar — nach der Geschichte,“ mischte der nächststehende Holling sich ein.

„Nach welcher Geschichte? Was redet ihr für Zeug — was heißt das alles?“ — schrie Erwin auf.

„Herrgott, du weißt nichts!“ Holling drehte sich vor Vergnügen auf dem Absatz um. „Er weiß nichts!“ echoten ihm die übrigen nach.

„Daß es ihm der Alte verschwiegen hat?“

„Na, selbstmurmelnd, der hat sich doch geniert.“ Sie kicherten und prusteten. Erwin hatte ein Gefühl, als kröche etwas Kaltes, Greuliches ihm die Brust entlang, zum Halse herauf.

„Laßt das blödsinnige Wiehern! Ich will jetzt wissen, was eigentlich los ist“ — fuhr er den Nächsten an.

„Also höre, mein Sohn!“ Der Holling gab sich eine überlegene Miene. „Dein Idol, der Pfeil, ist durchgegangen — und dem Alten seine schöne Frau, die hat er mitgenommen!“

Erwin stand und stierte — suchte die Botschaft zu fassen. „Das ist nicht wahr!“ schrie er plötzlich auf und wollte sich mit geballter Faust über den andern herfürzen. Der Klassenälteste hielt ihn fest. „Du, das Hauen kannst du sein lassen: der Holling hat ganz recht.“

Er sah sich verstört um, las in jedem Gesicht die Bejahung und verstummte. Der Holling genoß seinen Sieg.

„Natürlich, recht ist's nicht, daß sie nicht wenigstens dir was gesagt hatten! Wo du doch so oft ihr Liebesbote warst, freilich ohne Ahnung. Na, sei nur gut! Sie schicken dir schon noch eine Verlobungsanzeige!“ Wieder lachte er, und die andern stimmten ein, hämisch und schadenfroh.

Das Zeichen zum Beginn des Unterrichts. Erwin tastete sich auf seinen Platz, während seine Quäler behend an den ihrigen schlüpfen. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln — vergeblich! Es drehte und wirbelte in seinem Kopf. Sie waren fort — beide — auf Nimmerwiedersehen! Alles tot und leer. Was denn: sie hatten ihn ja zum besten gehabt, der Mann, der ihm der nächste Freund, das höchste Vorbild gewesen war, und die Frau, der seine erste Liebe gehörte, die „süße Frau“, „hehre Frau“, wie er sie in seinen Gedanken genannt. Pfui, Ekel! Davongelaufen wie ein lieberliches Weibsbild! Es schüttelte ihn innerlich. Dann fiel ihm ein, welchen Stolz er empfunden hatte, wenn er die Bücher hatte hin und her tragen dürfen, zugleich mit den Liebesbriefen, die wahrscheinlich in jedem Pack verborgen waren. Sie mochten schön über ihn gelacht haben, den kindischen ahnungslosen Buben! Und über seine Liebe zu ihr. Der Kuß, den

sie ihm damals auf dem Waldfest gegeben, schien plötzlich aufzulobern, brammte auf seinen Wangen als glühende Scham. Sie hatte ihn geküßt und an den andern gedacht, an sein „Idol“. So schlecht, so gemein und verlogen, eins wie das andre, er wie sie. O, nur sie da haben können, die beiden, um ihnen seine ganze Verachtung zu zeigen, ihnen ins Gesicht zu speien!

Er überhörte, daß er aufgerufen ward. Als sein Nebenmann ihn anstieß, fuhr er empor, fand jedoch keine Antwort auf die ihm gestellte Frage. Er wußte gar nicht, wovon die Rede war. Der Lehrer schob es auf die noch nachwirkende Ferienstimmung und ließ es für diesmal bei einem kurzen Tadel seiner Zerstreutheit bewenden. Erwin fiel auf seinen Sitz zurück und verharrte in Brüten, bis die Stunde überstanden war.

Beim Heimgang gesellten sich ein paar Kameraden zu ihm, denen er leid tat und die ihn auf ihre Weise zu trösten suchten. Anfänglich hätte er ihnen davonlaufen, ihnen den Mund verbieten mögen; aber eine marternde Neugier, alles endlich genau zu erfahren, hielt ihn zurück. Es war, als könnte er gar nicht genug hören; er ließ sich das einzelne wiederholen: wie die schöne Bith sich angeblich lange gegen das Drängen ihres Liebhabers gewehrt habe, daß sie jetzt mit ihm im Ausland weilen solle, man wisse nicht sicher wo. Und der Rektor, wie dem die Sache scheußlich gewesen sei. Solch ein Skandal an seiner Anstalt! Er hätte das Mögliche getan, den Vorfall zu vertuschen; aber man ließ sich doch nicht dumm machen. Wie gewöhnlich nach einem Geschehnis, hatten jetzt so und so viele etwas gewußt, etwas geahnt, schon lange im voraus. Da hatte einer gesehen, wie Doktor Pfeil ein Briefchen von Frauenhand schnell in eins der Unterrichtsbücher versteckte, ein anderer war ihm mit der schönen Frau Liebe-

mann in eifrigem Gespräch auf einsamem Wiesenpfad begegnet. Daß ihr Mann nichts gemerkt hatte, war dennoch nicht zu verwundern — so ein „Dämmerfürst“ wie der, so ein altes blindes Huhn. Aber Erwin, der doch sozusagen der Nächste dazu gewesen wäre und gern für geschickt gelten wollte. Sie neckten ihn grausam damit, daß ihm in all der Zeit nichts aufgefallen war. Er empörte sich nicht gegen ihre Grausamkeit, durch die sie ihm offenbar noch einen Dienst zu leisten glaubten. Vielmehr nahm er alles hin mit der stumpfen Ergebung eines Menschen, der nach nichts mehr fragt, da die ganze Welt um ihn in Trümmer gesunken ist.

Es blieb von nun an so. Ein graues dumpfes Einerlei. Kurze Zeit hatte Erwin geplant, an seine Eltern zu schreiben, daß sie ihn heimnähmen. Aber er entsann sich, daß seine Eltern noch fern von Hause weilten, in einem südlichen Seebad; und überdies: wenn er sich ihre Verwunderung, ihre Fragen vorstellte, graute ihm so davor, daß er nicht mehr heimverlangte. Wozu auch? Es war ja gleichgültig, wo er blieb.

Mit den Kameraden verkehrte er jetzt mehr als früher. Er fand ein sonderbares krankes Gefallen an all der schmutzigen frühreifen Heimlichkeit, die unter ihnen im Schwange war. Dinge, die ihm ehemals das Blut in die Wangen getrieben, erregten ihm nun ein selbstquälerisches Behagen eben im Hinblick auf die beiden, die er so sehr geliebt hatte. Holling, der einst von ihm Gemiedene, ward sein Mentor; er und die ihm Gleichgesinnten erblickten eine Genugtuung darin, daß Erwin sich zu ihnen hielt, gewissermaßen von ihnen lernte. Zur Belohnung teilten sie ihm alles mit, was Halbwissen und schwülste Phantasie aushecken, aussagen können über die Beziehungen von Mann und Weib. So kam es, daß er mählich die ganze Welt als einen fauligen Pfühl ansah, in dem

er sich langsam, rettungslos versinken fühlte. Es lag ihm nichts mehr daran, sein Versinken zu hindern: was die andern taten, am liebsten das Häßliche und Verbotene, tat er mit. Dazwischen aber ward ihm oftmals so todtraurig zu Sinn, daß er bitter hätte weinen mögen aus Mitleid mit der gesamten Menschheit, vor allem mit sich selbst.

Bisweilen machte sich seine Sehnsucht nach Höherem in anfallweisem Lesehunger Luft. Er geriet über Schopenhauer und setzte jeder herben Weisheit, die er, halbverstanden, aus ihm herauslas, noch die Bitterkeit seines Inneren zu. Auf solche Art bildete er sich eine Theorie vom Unwert des Lebens, die ihn weiter führte, zu den alten Stoikern und ihrer Weltverachtung hin. Wer nicht am Leben hing — und die es wirklich ergründeten, konnten nicht daran hängen — der handelte frei und groß, indem er die ihm aufgezwungene Fessel abstreifte und ein selbstgewähltes Ende einem unglücklichen Dasein vorzog.

Es war, als minderte sich Erwins Körperkraft mit dem Wachsen dieser Überzeugung. Er verfiel sichtlich; seine Augen blickten glanzlos und hohl. Sein Ruf als guter Schüler schwand schnell: er folgte dem Unterricht nur lässig, fast widerwillig. Eines Tages ließ der Rektor ihn rufen und richtete eine scharfe Mahnung an ihn, unter deutlichem Hinweis auf die Folgen, die sein Verhalten zeitigen müsse. Aber Erwin hörte — und blieb gänzlich stumpf.

Am selben Abend nahm er teil an einer verbotenen Aneiperei, die bis nach Mitternacht währte. Sein Kopf war schwer und sein Gang unsicher, als er nach Hause schlich.

In seiner Schlafkammer angelangt, goß er sein Waschbecken voll kalten Wassers und tauchte den Kopf hinein. Das ernüchterte ihn so weit, daß an die Stelle der vorherigen Aus-

gelassenheit ein jäher Ekstase trat. Ein Ekstase vor dem ganzen Dasein und seiner Sinnlosigkeit. Wofür war denn die ganze Komödie, wofür plagte man sich ab? Solange man seine Schuldigkeit tat, im landläufigen Sinn, stak man in der Tretmühle, durchlief denselben langweiligen Kreislauf wie Tausende und aber Tausende. Hatte man den Mut, nicht mittun zu wollen, dann galt man als räudiges Schaf, dann fielen sie alle über einen her und verketten einem das bißchen Leben vollends. Eigentlich war am besten daran, wer es fortwarf, je eher, je lieber.

Der Rückschlag auf die Erregung des Trunkes und der verhaltene innere Jammer vereinten sich in ihm zu völliger Weltmüdigkeit. Schlafengehen — aber ganz und gar.

Er sah sich um im Zimmer. Sein Blick traf den Gasarm inmitten der Decke und den kleinen Kiegel daran.

Bity war immer sehr sorgsam mit dem Gasmesser gewesen und hatte ihn jeden Abend eigenhändig abgedreht. Ihre Stellvertreterin — das wußte Erwin — tat es ihr auch hierin nicht gleich. Um sich zu vergewissern, öffnete er versuchsweise den Hahn der Gaslampe. Ein ganz leises Fauchen bewies ihm: der Strom sei nicht abgesperrt.

Mit der Möglichkeit des Vollbringens erstarrte sein Wunsch zum Entschluß. Kein innerer Einwand stand entgegen; denn der Glaube an Menschheitspflichten war ihm geschwunden mit dem Glauben an die Menschheit selbst. Nur die heiße innige Sehnsucht nach Frieden empfand er noch. Es war ganz still im Hause. Niemand hatte ihn gehört. Also würde niemand wissen . . .

Auch die ihn eigentlich so weit gebracht hatten, nicht. Das hätte sein Stolz ihnen nicht gegönnt. Als eine einfache Unachtsamkeit infolge der späten übermüdeten Heimkehr mußte sein Tod erscheinen. Sein Tod! Er wiederholte sich

das Wort und genoß es in schaurigem Behagen. Seine Übersteigerung betäubte jede Furcht.

Er versicherte sich, daß Fenster und Thür fest verschlossen seien. Dann ging er, schließlich er nochmals zur Lampe und öffnete den Hahn ganz weit.

So, nun war alles getan! Er entkleidete sich und legte sich zu Bette. Jeden Gedanken, der ihn weich machen konnte, wies er von sich. Nur fest bleiben, nicht auffpringen, nicht schreien, wenn er etwas fühlte! O, er hatte Mut.

Und so lag er und wartete, wartete . . .

⊕

⊕

⊕

Professor Tiedemann fand jetzt oftmals keinen Schlaf. Gewöhnlich griff er, wenn der ersehnte Tröster nicht kam, nach irgend einem philosophischen oder geschichtlichen Werk, um die Gedanken zu bannen. Heute aber wollte das gewohnte Betäubungsmittel nicht versfangen, weil ihm etwas anderes im Sinne lag.

Durch die Klagen seiner Kollegen über Erwins Verwilderung aufgeschreckt, hatte er ihn zum Arzt geschickt, weil die zuvor nicht bemerkte Blässe des Jungen ihm auffiel. Der Arzt war der Meinung gewesen, Erwin leide an einem Ermüdungszustand: er sei wohl zu schnell gewachsen. Gewiß brauchte der Junge mehr Aufsicht, als er, in seiner eigenen Verlassenheit, ihm jetzt widmen konnte. Es war eine Pflicht, die ihm oblag und die er nicht erfüllt hatte, — weil er litt. Eben da er sich diesen Selbstvorwurf machte, hörte er die Treppe knarren unter Erwins verstohlenem Tritt. So spät kam der Unglückssohn heim. Erzürnt und kummervoll setzte der weltfremde Mann, der bis dahin jede Einmischung in die Dinge des täglichen Lebens seiner Frau übertragen hatte, sich auf.

Er mußte mit Erwin sprechen, gewiß! Ihm sagen, daß

er sich zu Grunde richtete. Ob er es gleich tun sollte, noch in dieser Stunde? Oder den Morgen abwarten? Über dem hilflosen Herumgrübeln verging die Zeit, aber auch jede Möglichkeit zu schlafen.

Unwillkürlich erhob er sich, warf die Kleider über und lauschte in den Flur. Nichts ließ sich vernehmen. Aber etwas drängte sich ihm dennoch auf: ein deutlich zu spürender lästiger Gasgeruch.

Er stand unschlüssig, ob er die Base wecken sollte oder die Magd? Wahrscheinlich hatten sie den Gasmesser nicht geschlossen — lieber Gott: wo hatten sie auch den Kopf? Und er selbst konnte damit nicht umgehen, wußte nicht, wann das Ding offen und wann es versperret sei! Also tappte er die Treppe hinauf in den Oberstock, wo beide schliefen. Und der widrige Geruch — so deuchte ihn — nahm bei jedem Schritte zu.

Oben kam ihm die haushaltende Base, in Rock und Jacke, entgegen. Sie hatte nicht schlafen können vor dem Dunst und schnitt seinen Tadel ab, indem sie Erwin bei ihm verflagte. Der sei wahrscheinlich berauscht heimgekommen und habe den Hahn offen gelassen; sie rieche es durch die Wand.

Sie standen vor Erwins Tür; der Gasgeruch war hier am stärksten. Der Professor lauschte — er vernahm von drinnen keinen Ton. Schließ Erwin so fest? In dieser Luft?

„Man muß aufmachen“ — stammelte Liedemann. Klopfen, Rufen — alles war umsonst — vielleicht passe ein andrer Schlüssel, meinte die Base. Der ganze Bund ward von der gleichfalls herbeigekommenen Magd gebracht: es gab ein Klumpen, ein Versuches zitternder Hände, aber keiner paßte . . . Bis die Magd, ein kräftiges Landkind, vorschlug, was Liedemann nie zu Sinn gekommen wäre: „Die Türe einstoßen!“

Ein paar starke Stöße — es splitterte, krachte — und nun ging die Thür auf.

„Nicht herein! Nicht mit Licht!“ schrie der Professor, plötzlich hellsehend vor Schreck, den Frauen zu. Er selbst war schon hineingestürzt, hatte sich zum Bett getastet, den regungslosen, schwach atmenden Körper gepackt, der darauf lag.

Er zerrte ihn herab, schleifte ihn in seinen Armen heraus, zu den jammernenden Frauen. „Zum Doktor, sofort! Der Junge stirbt!“

⊕

⊕

⊕

In das verlassene Zimmer der jungen Hausfrau hatten sie den Bewußtlosen getragen. In ihrem eilig für ihn gerüsteten Bette war er unter den rastlosen Bemühungen des Arztes endlich zum Leben erwacht.

Einen glasigen Blick hatte er auf die Umstehenden gerichtet — dann wandelte sich die Starrheit in einen Ausdruck des Entsetzens, als er erkannte, wo er war. „Welch ein Unglück! Welch ein Unglück!“ wiederholte der Professor, echoten die Frauen ihm nach. Mit Schauern dachten sie des noch größeren Unglücks, das ihnen so nahe gewesen.

Erwin lag mit geschlossenen Augen und trozig verkniffenen Lippen. Er sprach nicht, ließ alles stumm mit sich geschehen. Sein erstes Gefühl, als er zum Bewußtsein erwachte, war grenzenlose Enttäuschung, fast Verzweiflung gewesen, verschärft durch das äußerste physische Elend. Wie wenn er auf schaukelndem Schiffe läge, seekrank, mit müßtem, schmerzndem Kopf. Nun sein Körper sich erholt, gewann in seiner Seele unsagbare Beschämung die Oberhand. Es war, als könnte er niemand mehr ins Gesicht sehen, weil er sterben gewollt und es nicht vollbracht hatte.

Er zitterte förmlich davor, daß seine Eltern kommen würden, daß er ihren Fragen Rede stehen müßte. Der

Professor hatte gemeint, man müsse telegraphieren; aber der Arzt widerrieth.

„Sie sind zu fern, und die Entscheidung hier fällt zu rasch. Geht es schlimm, treffen sie ihn nicht mehr am Leben; geht es gut, so kann man ihnen den Schreck ersparen!“

Es ging gut. Am zweiten Tag war Erwin außer Gefahr.

Er nahm wenig Nahrung. Daß er es überhaupt tat, war die Frucht eines Augenblicks, der ihn seltsam bewegt hatte. Des Augenblicks, da Tiedemann sich mit überquellen- den Augen auf sein Bett neigte. „Nicht wahr, du bleibst bei mir? Du gehst nicht auch fort?“

Daß der sich um ihn kümmerte, nach seinem Bleiben fragte, das hatte Erwin nicht gedacht.

Dann hatte die Krankenschwester, die unhörbar ab und zu ging, ihren Platz am Bette wieder eingenommen. Und Tiedemann, auf den Fußspitzen seiner breiten, knarrenden Stiefel, war zurückgekehrt ins Nebenzimmer, wo der Arzt seiner harrte.

Der Doktor zog die Lüre zu und eröffnete ihm, warum er gewartet habe. Er müsse ihm gestehen, daß er des Patienten wegen nicht ganz beruhigt sei.

Tiedemann hatte seinen rundoffenen, hilflosen Blick.

„Nicht? Aber — aber — Sie sagten doch . . .“

„Daß er für diesmal außer Gefahr ist! Ja wohl! Aber — und das ist das Beunruhigende: er selbst freut sich darüber nicht.“

„Er ist noch so matt.“

„Gewiß. Immerhin: Sie werden mir zugeben, daß man mit siebenzehn Jahren meist recht gern lebt. Von dem Jungen da drin hatte ich schon neulich, da er bei mir war, den Eindruck: sein Leben sei ihm gleichgültig. Und jetzt benimmt

er sich nicht wie ein Getrübter, sondern wie einer, dem eine Hoffnung gescheitert ist."

Der Professor, geängstigt, verstand ihn nicht. Da setzte der Arzt ihm auseinander, was alles die beginnende Mannheit in jungen Seelen zeitige: halbberufte Regungen, die, je unklarer, um so stärker seien. „Es gibt da Leiden, die mit krankhafter Scham verborgen werden, die leicht zur Weltflucht führen können. Wer weiß, was vielleicht in Ihrem Pflingling vorgeht.“

Und ganz zart, ohne den andern anzusehen, fügte er hinzu: „Er hat zum Beispiel Ihre Frau Gemahlin sehr gern gehabt.“

Der arme Mann ward glühend rot. Der Doktor bereute fast, was er zuvor für Pflicht gehalten; er schüttelte ihm die Hand und verabschiedete sich.

Drin lag Erwin auf den Kissen, die die Schwester besser aufgebettet hatte. Nach der schrecklichen Unrast der Tage vorher kam eine Art von gliederlösender Müdigkeit über ihn. Im Halbschlummer wandelten ihm allerhand Träume vorbei, Erinnerungen vergangener Glückstunden. Dazwischen öffnete er manchmal die Lider und blinzelte nach den Gegenständen, den weißen Mullgardinen am Fenster, dem Stuhl, auf dem die Schwester saß, dem in Ebenholz gerahmten Bild über dem Bette. Es war eine Photographie des „Ecco Homo“ von Guido Reni. Doktor Pfeil hatte das Bild einmal „süßlich“ genannt; Vity war dafür eingetreten, weil es aus ihrem Elternhause stammte. Der Anblick des aufwärts gewandten Hauptes mit der Dornenkrone erweckte in Erwin das Gedächtnis seines Konfirmationstages. Er versuchte sich seinen Konfirmationspruch zurückzurufen — „Niemand hat größere Liebe denn“ — er brachte ihn nicht zu Ende. Dämmer umfing ihn wieder.

Über eine Weile näherte sich jemand dem Lager — Erwin fühlte, wie ungelente Finger zaghaft seinen Scheitel streichelten. Er hob die Lider ein wenig und erkannte Liedemann. Zum erstenmal fiel ihm auf, welch vertieften Blick die Augen haben konnten, die im Staunen oder Schrecken so ausdruckslos dreinschauten.

Ein paar Tage verstrichen; Erwin war als ein völlig Genesender zu betrachten. Er empfand es selbst und gab sich hinein mit einer Art verdrossener Zustimmung.

Die barmherzige Schwester war, als nicht mehr nötig, schon entlassen worden. Draußen in der Küche bereitete die Haushälterin irgend ein kräftiges Krankengericht. Da kam Liedemann wieder zu Erwin herein.

Erwin lag angekleidet auf dem Divan gegenüber dem Bett. Liedemann setzte sich neben das Ruhelager und streichelte des Jungen Hand, ebenso unbehilflich wie damals sein Haar.

„Ja, ja, jetzt sind wir allein.“ Erwin schwieg.

„Ich — ich meine, wenn es dir vielleicht zu — hui — zu einsam ist — ob du lieber heim willst?“ Der Junge fuhr empor in heftiger Verneinung.

„Mir liegt nichts daran, wo ich bin. Mir liegt an allem nichts.“ Liedemann sah ihn erschreckt und betrübt an. Unwillkürlich wandte Erwin sein trotzverzerrtes Antlitz zur Seite.

„Das mußt du nicht sagen, Richter. Mir scheint im Gegenteil, du trägst schwer an manchem — ebenso wie ich.“ Seine Stimme ward unsicher und leise. „Du — ich glaube — du fühlst auch — die Leere.“

Wieder wollte Erwin hochfahrend verneinen und konnte es nicht. Gerade in diesen Tagen, da er so elend dalag, hatte er nach den beiden, die er Verräter schalt, eine brennende Sehnsucht empfunden — ob er sich gleich dafür verachtete.

„Gott, Richter, es ist beinahe unrecht, daß ich dir davon rede! Aber nicht wahr: es schadet dir jetzt nicht mehr — ich meine gesundheitlich. Und ich habe doch auch keinen Menschen — und sie — sie hat dich so gern gehabt.“

„Ich will kein Gernhaben“ — schrie der Kranke gequält.  
 „Ich hasse sie — ihn und sie!“

Da traf ihn aus den traurigen Augen ein Strahl, wunderbar ernst, beinahe streng.

„Dazu hast du kein Recht, Erwin. Wenn jemand, dann hätte ich das Recht — und ich glaube: ich hab' es auch nicht. Was haben sie dir getan: nur Gutes, so viel ich weiß. Vergiß nicht, was du ihnen dankst, und zum Danke verzeih ihnen!“

Er sah das maßlose Staunen in Erwins Zügen nicht; er fühlte nur, daß da einer litt wie er. Und vor dem einen sprach er, wünschon unfrei und stoßend, all das aus, was er vor den kühleren, selbstsicheren Andern ängstlich verborgen hatte.

„Der Fehler war mein: ich durfte ihre unerfahrene, warme Jugend nicht an mich binden! Ich mußte wissen — daß sie — nun ja: daß sie nur Freundschaft und Hochachtung . . . Ach sie war so gut trotzdem, so lieb und kindlich. Was mag sie durchgemacht haben, ehe sie mir das antat! Aber er, er hatte ja immer die Gabe, andre mit dem zu erfüllen, wovon er erfüllt war. Was er wollte, das wollte er mit ganzer Kraft, ohne rechts und links zu schauen — darin lag seine Macht. Ich habe ihn oft bewundert darum. Jetzt werden sie büßen dafür, alle zwei.“

„Wie denn? Wieso?“ fragte Erwin heiser. Er war völlig überwältigt von all dem Neuen, das sich mit jedem Worte auf-tat. Sein Troß, seine Erbitterung schwanden davor wie weggetaut.

„Er hing mit Leib und Seele an seinem Beruf — jetzt, weißt du, wird er schwer eine Anstellung finden, wenigstens so lang er mit ihr — hm — nicht verheiratet ist. Sie werden sich kümmerlich durchschlagen bis dorthin — und sind sie vereint und es war nur ein schöner Irrtum — dann erst fängt das große Leiden an. Du, Erwin . . .“

Wieder berührte er sacht seines Schülers Hand.

„Du wirst länger leben als ich. Wenn du ihnen mal im Leben begegnest und triffst sie im Unglück — nicht wahr, dann bist du gut zu ihnen und hilfst ihnen, im Gedanken dessen, was war. Und sagst ihnen, daß ich verziehen hätte!“

Er hielt inne. Denn Erwin brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Unaufhaltsam schluchzte er, so sehr der Professor, erschreckt, sich mühte, ihn zu beschwichtigen. Es war eine wohlthätige Entspannung nach den letzten Wochen und ihrer Qual. Über die Schulter des Mannes, der ihn an sich gezogen hatte und mit zitternden Händen tätschelte, sah er drüben an der Wand das himmelwärts gewandte, dorngekrönte Heilandshaupt.

Ein Gedanke flog ihn an, den er nie recht gefaßt noch durchgedacht hatte, so oft im Religionsunterricht Ähnliches gesagt worden war: „Er hat alle Sünden der Menschheit gekannt. Und sie dennoch geliebt — bis zum Sterben.“ In diesem Augenblick erlebte Erwin die innere Wahrheit dieser Worte.

Beide Arme warf er um Liedemanns Nacken. „Herr Professor, wie gut Sie sind! Wie unser Heiland sind Sie!“

„St, st!“ machte Liedemann verschämt und löste sich sacht aus der Umschlingung. Er war förmlich verlegen.

„Sieh mal: ich hab' ja gewissermaßen Übung im Verzeihen. Mit euch Jungen — Gott, du weißt ja schon —

wenn ich nichts ausrichtete — und ihr lachtet noch — natürlich war ich oft verärgert — aber was hätten Strafgerichte genutzt! Später — dacht' ich mir, werden sie begreifen, wie ich's gemeint habe. Aber du, Erwin, du begreifst es schon jetzt — nicht?"

Erwin wollte ihm die Hand küssen. Tiedemann zog sie rasch zurück und hielt sie dann geöffnet hin — zum Handschlag.

„Wir wollen von nun an treu zusammenhalten — nicht? Und du wirst an das denken, was ich vorhin sagte?“

Erwin schlug in die dargebotene Hand ein und drückte sie fest. „Ja,“ sprach er volltönig.

Und er wußte, daß er sein Ja bewahren würde.

## Der Frühmesser

---

Den steilen, von Wasserrinnen durchfurchten Bergweg hinauf knarrte ein Karren. Ein Koffer mit abgeschabtem Lederbezug und eine Kiste, beide von bescheidenem Umfang, standen darauf, daneben ein unförmig großer und hoher Gegenstand, den eine Leinenblache verhüllte. Das bedeckte Ding mußte gewaltig schwer sein, sonst hätten die Pferde nicht so geschwigt und wären nicht so oft ausgerutscht, was der nebenherschreitende Fuhrknecht jedesmal mit einem Kernfluch begleitete.

Ein stämmiger Bursche, etwa von gleichem Wuchse wie der Fuhrmann, aber feiner in der Kleidung und herrischer im Auftreten, kam die Straße herunter, dem Gefährt entgegen. „S' God, Michael! Ja wo 'naus denn? Was hast denn heut aufg'laden?“

„Ins Widum muß ich. Dem Neuen sein Gerassel 'naufbringen.“ Er wies verächtlich mit dem Daumen auf das schäbige Gepäc, das er führte, und den geheimnisvollen schweren Gegenstand. Der Begegnende hatte diesen sogleich ins Auge gefaßt. „Was is jeh döß?“ fragte er.

„Schau selber nach! ich kenn's net“ — gab der Fuhrmann mürrisch zurück.

Der Engelbert, gemeinhin Wirtsbertl genannt, küpfte ohne viel Umstände das Tuch in die Höhe und spähte darunter. „Ich kenn's schon,“ sagte er überlegen — „das ist so ein Borte — nein nicht Borteföll — Pinaforte glaub' ich, heißt man's. Wie ich Soldat war, hab' ich sie oft in die Wirtsb-

häufeln gesehen: sie machen Musik, und man kann drauf zum Tanz spielen. Der Vater hat schon an etlene Mal davon geredt, ob er eins anschaffen wollt'; aber er meint: leicht zahlt si sich nicht aus."

"Wals amal deinem Vater nicht auszahlt, dem schwersten Mann in der Gemein', dann staunt's mich bloß, zu was so ein Pfarrgehilf das Dings da braucht. Zum Tanz spielen wird doch der net wollen — das tat sich doch net schiden."

"Freilich net," bekräftigte der Bertl; und nachlässig fügte er hinzu: „Hast'n schon gseh'n? Wie is er dir fürkommen?"

„Ha mein! Da laßt sich noch niz sagen. A Langer is es, mit so an traamhappeten Geschau — lauter Weindln und kein Fleisch net dran! Ganz nett daherred'n tut er schon."

„So? No man wird ja seh'n, wie er sich auswachst!"

Dieser Meinung war der Fuhrknecht auch, und sie trennten sich. Dann klatschte der Knecht mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und unter dem „Hüh" und „Sakra" des Lenkers ging die Fuhre weiter. —

Zur selben Zeit kamm denselben Weg, nur viel, viel weiter drunten, eine schlanke Mannesgestalt empor. Ein noch junger feiner Mensch im langen schwarzen Priester-gewand. Das stetige Ansteigen veranlaßte ihn, öfters auszurasten; dann nahm er den Reisehut vom Haupt und sah mit sinnenden Augen um sich. Es war eine von den Gegenden, wo es kein Abbiegen zur Rechten oder zur Linken gibt, sondern nur ein Geradeaus. Denn zu beiden Seiten ragten die Berge himmelan; nur schmale Schlangelpfade führten an den Hängen entlang zum einen oder andern der auf halber Höhe verstreuten Einzelhöfe. Das Gewänd schob sich nicht bedrohlich enge zusammen, so daß es dem tief atmenden Gänger die Brust beklemmt hätte; vielmehr war es ein Tal von noch ansehnlicher Breite: grüne Matten zur einen Seite

der Straße, ein frisch dahinrauschendes Bergwasser an der andern. Aber einen Ausweg aus dem Tal gab es nur über Fächer und Grate, wenn man nicht einfach die hineinführende Fahrstraße wieder zurückmaß, wie es der Stellwagen zweimal täglich tat. Der junge Geistliche Franz Brunn hätte auch mit dem Stellwagen fahren können, wenn er nicht vorgezogen hätte, an allen Dingen zu sparen, die nur seiner eigenen Bequemlichkeit galten. „Wer sich das Entbehrliche nicht versagt, hat für das Wichtige nichts übrig,“ war sein Grundsatz, und er führte ihn durch.

Deshalb war er von dem Mittagsmahl, das er im Hauptort am Eingang des Tales eingenommen, etwas zeitiger aufgebrochen als er gemußt hätte, wenn er den Stellwagen benützt hätte. Sein Hab und Gut hatte er mit dem Fuhrknecht Gabriel vorausgeschickt. Seine Gedanken folgten dem bergan holpernden Wagen — „Wenn nur dem Instrument nichts zustößt!“ — dachte er besorgt. Allerhand düstere Möglichkeiten stiegen vor ihm auf: der Wagen konnte umwerfen oder an einen Stein prallen, so daß die Ladung herabstürzte — oder der Fuhrknecht konnte, wenn der Vorwitz ihn trieb, die Hülle wegziehen und durch ungeschicktes Herumfingern etwas daran verderben! Von solchen Befürchtungen geplagt, beschleunigte der Wanderer seinen Schritt, bis sein klopfendes Herz ihn stillzustehen zwang. Dann lächelte er ein bißchen über sich und schalt sich selber, wie ein Mensch doch so kindisch sein und gar so sehr an den irdischen Dingen hängen kann! —

Droben in Obfeld war die Ankunft eines neuen Ortsgenossen kein so häufiges Ereignis als daß man ihm nicht mit einer gewissen Spannung hätte entgegensehen sollen. Deshalb: wer irgend ein Gewerbe in der Nähe der Kirche zu bestellen hatte, entsann sich dessen alsbald und verlängerte es ein wenig, damit er den entscheidenden Augenblick nicht

verpaßte. Eine Schar müßiger Kinder lungerte schon seit ein paar Stunden um den neben der Kirche gelegenen Wüdem herum. In all diese vereinzelt Gaffer kam Leben, da der Fuhrknecht Gabriel durch ohrenbetäubendes Peitschengeknall sich und seine Fuhr als Vorläufer des Erwarteten ankündigte. Sobald er vor der Thür des Pfarrhofes anhielt, ward er mit Fragen umdrängt.

„Iß er kemma, der nui Frühmesser?“

Der Knecht nickte: „Ja!“

„Wo hast'n denn?“ — „Nimmt er mit 'n Stellwagen?“ —

„Nein, zu Fuß!“

Gern hätten die Leute von Döfeld noch gefragt, ob er ein handsamer, gemeiner\*) Herr sei, wie er ausschaue und dergleichen mehr. Aber das verbot sich, da im selben Augenblick der Herr Pfarrer auf seine Schwelle trat. Er war gleichfalls zum Empfang des jungen Amtsbruders gerüstet und winkte dem Knecht, der sogleich die Mütze vom Kopfe riß. „Was bringst du da, Gaber?“

„'s Sach vom neuen Hochwürdigen“ — meldete der Gabriel ehrfürchtig.

„Gehört das auch dazu?“ fragte der Pfarrer und wies auf die von leinener Blache bedeckte Uniform. Die Kinder auf dem Plage hatten dies Fremdartige, das ihre Neugier reizte, schon zuvor erpäht; sie bildeten einen Kreis um die Fuhr, ja ein besonders kecker Bub tat, trotz der Gegenwart des Herrn Pfarrers, was vorhin der Engelbert getan: er lupfte die Hülle ein wenig. Ein Fußgestell von poliertem Holz ward sichtbar, geziert mit einem metallenen Vorsprung, den ein Umstehender für ein Paar Spornen erklärte. Dennoch war das Ding in jedem Fall kein Roß.

---

\*) leutseliger.

„Ein Piano?“ meinte der Pfarrer gedehnt. „Ja, was will er denn damit?“

Hinter dem Pfarrer war eine zweite Gestalt aufgetaucht, die seiner ihm haushaltenden Schwester. Das Fräulein Viktoria hatte ein breites gutmütiges Altjungferngesicht mit sehr hellen wimperlosen Augen, die völlig zu verschwimmen schienen beim Anblick des hölzernen Wundertiers.

„Lieber heiliger Nährvater Joseph, wo soll der Kasten hin?“ rief sie. Darauf ward ihr von niemand eine Antwort; denn niemand kannte jedes Gelaß im Pfarrhose, jeden Winkel darin besser als die „Fräul'n Viktor“, wie sie allgemein hieß. Wenn sie also nicht wußte, wo der Kasten bleiben sollte, wer konnte es dann wissen?! —

In diesem Verstummen erschien auf dem Kirchplatze die schlanke Figur des Ankömmlings, der soviel Aufregung veranlaßte. Er sah als ersten bildlichen Eindruck seines künftigen Wohnortes den Wagen mit seiner Habe, umstanden von einem Rudel barfüßiger Kinder, ein paar gaffenden Bauern, zu vorderst den bedenklich dreinschauenden Pfarrer und das ratlose Fräulein Viktor.

Rasch hatte er sich Bahn gebrochen durch das Menschenhäuflein und stand vor dem Pfarrer. „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderten der Angesprochene und seine Schwester gleichzeitig. Dann faßte der Pfarrer den sich neigenden Jüngeren bei der Hand und sprach: „Lieber Herr Konfrater, was bringen Sie denn für Zeugß mitgeschleppt? Wissen Sie: an der Raumverschwendung leiden wir bei uns da nicht.“

„Mit Verlaub vom Herrn Bruder,“ mischte das Fräulein sich ein — „nicht daß der Herr Kooperator meint, er bekäm' ein schlechtes Zimmer! Wir haben ihm ein extra freundliches herausgesucht und recht schöne weiße Vorhäng aufgesteckt,

aber wenn halt 's Bett soll stehen können, ist für so ein unschierigs Möbel kein Platz nimmer."

Der also Begrüßte machte ein betretenes Gesicht. So kindlich hilflos, daß es den Pfarrer erbarmte. „Ah was, irgendwie findet sich schon Rat. Denk ein bißl nach, Viktor! es geht schon.“ Die Viktor dachte nach und siehe: es fand sich Rat.

„Ja, neben der Altane im obern Stoc wär' so eine Art Verschlag: man hat sonst das Obst drin aufbewahrt. Da ging' das Ding wohl hinein — grad daß 's Kammerl im Winter nicht zu heizen ist! Aber unsre paar Wpfel tut man leicht anderswo hin.“

„Na also!“ sagte der Pfarrer. „Nachher faßt's an, Leut und tragt's alles hinein! Gott willkommen, Herr Mitbruder in Christo!“

Während er den Neugekommenen zur Kirche hinüber leitete, wo dieser seine erste Andacht halten wollte, hoben der Gabriel und ein paar rüstige Nachbarn das Instrument vom Wagen, packten es, das hüllenlos seine Pedale in die Luft streckte und schleppten es, unter Vorantritt der Fräul'n Viktor, die enge Treppe des Widums hinauf, indes ein Nachzügler sich mit Kofferlein und Kiste belud. Den Gabriel schmerzte es bitter, daß man eine Arbeit, die einen so keuchen macht, im Pfarrhaus nicht mit Fluchen sich erleichtern darf!

Das war der Einzug des Hilfsgeistlichen Franz Brunn und des ersten Klaviers in Obfeld.



Als der Franz noch ein Knabe gewesen, hatte seine Mutter ihm oft eingeschärft: „Gott ist überall! Wo wir auch sind, wir entrinnen ihm nimmermehr.“

Zum erstenmal, seit er Jüngling und Mann geworden

war und sein Leben dem Allgegenwärtigen geweiht hatte, rief sich Franz Brunn jetzt diese Mutterworte zurück, zu seinem Trost.

Man mußte wirklich von der Gottesnähe durchdrungen sein, um hier oben nicht einem Gefühl grenzenloser Ode und Verlassenheit zu unterliegen.

Odsfeld! Nur allzu wohl traf der Name zu.

Die Häuser lagen zerstreut, zogen sich an dem etwas überhängenden Berg, der die Ortschaft beschirmte, hinauf wie vereinzelte Schwalbennester. Der größte Teil, darunter das neu erbaute Gemeindehaus und das stattliche Wirtshaus, drängten sich um die Kirche, zu der einige Steinstufen emporführten! Auch sie war neu erbaut, aus hellgrauem Sandstein, ohne Phantasie und Geschmack. Einen kahlen Eindruck machte sie mit dem jüngst eingeweihten kleinen Friedhof umher. Kahl waren auch die Gipfel der Felsen, die von beiden Seiten in das sackartige Hochtal hineinragten; aber während ihrer Kahlheit etwas Gewaltiges innewohnte, wirkte die der Kirche dürftig und platt. Sie schien dessen bewußt zu sein und sich schämig vor den riesigen Nachbarn zusammenzuducken.

Bei seinem ersten Ankunftsgebet war Franz Brunn die Nüchternheit des Raumes aufs Herz gefallen. Traurig streifte sein Blick die Heiligenbilder, die von irgend einem Durchschnittshandwerker in Gips gegossen und mit grellen Farben bemalt waren. Was aber den Ankömmling am meisten befremdete, war das Fehlen einer Orgel. Vergeblich suchte er sie; ohne sie schien die Kirche so unfertig — doch auf all das kam zunächst nichts an. Gott war überall, und jede von ihm gewiesene Stätte des Wirkens war recht.

Vor dem Altar knieend, bat Franz Brunn den Dreieinigen, seinen Eingang zu segnen, ihn auch zum Segen werden zu lassen für die Leute dahier.

Ein Geräusch ließ ihn umschauen, da er sich erhob. Aus einer der hinteren Bänke, von dem Stieglein zur Kanzel bedeckt, reckte sich nach ihm der Hals einer jungen Dirn. Ein bralles, üppiges Geschöpf — neugierig blinzelte sie zu dem Fremden hinüber, etwas lecker, als dem geistlichen Gewand gegenüber sich ziemte. Franz war ein bescheidener Mensch, aber unter dem unzarten Anstarren ward seine Miene unwillkürlich streng. Die Junge gewahrte es: ihre volle Gestalt sank zu einem modisch sein sollenden Knicks zusammen, schob sich dann ziemlich eifertig aus der Kirchbank heraus, der Türe zu. Franz wartete ihr Fortgehen ab, ehe er selbst ging.

Es war ihm unlieb, daß er gleich nach der Ankunft und in der Kirche einer unwilligen Regung unterlegen war. — Bei seiner Rückkehr ins Pfarrhaus verschwieg er die Begegnung. Den Umstand jedoch, daß die Kirche der Orgel ermangelte, erwähnte er beim ersten Nachtmahl, das er daselbst einnahm.

Der Pfarrer suchte die Achseln. Ja, dazu habe es nicht gereicht! Man müsse froh sein, daß die Summe für den Bau und eine geziemende Ausstattung des Inneren so bald zusammengekommen, in einer Zeit wie die jetzige, wo das Geld so rar sei! Denn der Krieg von 1866 war noch nicht gar lange her und in seinen Folgen dem ohnedies armen Gebirgsland Tirol immer noch fühlbar. Vielleicht, meinte der Pfarrer, daß später ein christlicher Wohltäter sich bereit fände, eine neue Orgel zu stiften! Die alte sei völlig unbrauchbar gewesen gleich dem Kirchlein, zu dem sie gehörte. — Er verbreitete sich über die Baufälligkeith und Enge jenes Kirchleins, über die Mühe, die es ihn gekostet habe, den Bau des jetzigen durchzusetzen. Franz merkte, daß er auf diese Tat einigermassen stolz sei und redete deshalb nicht weiter von der Kirche. Er fragte nur, wer, in Ermangelung einer

Orgel, den Kirchengesang begleite: der Lehrer vielleicht auf einer Geige? — Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Hier wird nicht gesungen beim Gottesdienst.“

„Nicht gesungen!“ Der Kooperator starrte ihn erschrocken an.

Kein Gesang beim Hochamt! Keiner bei der Auferstehung unsres Herrn! Die Vorstellung schien ihm unglaublich. Wenn er bedachte, was anderwärts, auch in kleinen Gemeinden, für den Kirchengesang geschah! —

Aber da er in seinem neuen Wirkungskreis einige Tage verweilt hatte, fiel ihm auf, daß man überhaupt die Menschenstimme wenig vernahm. Kein Reigenjungen der Kinder, die vor den Häusern spielten, kein Fuchzer von den Älmen herab, dessen Echo die Wände der Berge weitertrugen. Nichts! Ein ernster stummer Menschenschlag wohnte in Obfeld.

Der Frühmesser — so hieß man ihn, weil das Lesen der Frühmesse ihm amtlich oblag — ward dessen gewahr, als er im ganzen Ort die Runde machte, um mit den Bewohnern vertraut zu werden. Am schnellsten gewann er die Herzen der Kinder, denen er bunte Heiligenbildchen schenkte, und sacht die luftbraunen Bäckchen tätschelte. Eines von den Kleinen, ein halbwüchsiges Mädchen, war nicht rosigbraun wie die andern, sondern weiß wie ein Märzenglöckchen; matt lehnte es auf der Türbank im Sonnenschein. Eine alte Frau — die Großmutter — und ein großer düsterblickender Mann, der sich als den Vater zu erkennen gab, erzählten, daß das Appele schwächlich sei von klein auf, der Mutter nachgeraten, der seine Geburt das Leben gekostet hatte. „Du sollst mir besonders lieb sein!“ nahm der Frühmesser sich im Stillen vor.

Um niemand zu vergessen, stieg er auch hinauf zu den Einzelhöfen, die weit droben „am Berg“ lagen und davon auch den Namen führten. Bei dem ersten, dem „Ruep am

Berg" veranlaßte der geistliche Besuch einen Heidenaufruhr: die Hauskinder, von zwanzig bis zu zehn Jahren, rannten umher, verwirrt durch die sich kreuzenden Befehle des Vaters und der Mutter: die Hand zu büssen, einen Stuhl zu bringen, sauber aufzuräumen! Da dies nicht gleichzeitig gelang, warf eins dem andern die mangelnde Zucht vor, bis der Frühmesser Frieden stiftete. Die ganze Familie hatte trotzdem etwas Treuherziges und gefiel ihm nicht übel; nur erinnerte sie ihn an ein Vogelneß, das er als Bub heimlich beschlichen und nichts darin gesehen hatte, als zappelnde Beine und weit aufgerissene Schnäbel. —

Im nächsten Haus ward es desto stiller. Zweimal mußte der Geistliche rufen, bis ein sonderbares Gesicht am kleinen Fenster der Haustür erschien: ein Mann, von dem man nicht wußte, ob alt oder jung. Murrend und zögernd tat er auf.

„Bin ich da recht beim Steinegger?“ fragte Franz Brunn.

„Ja, so heiß' ich vom Haus,“ knurrte es zurück.

Der Frühmesser wußte aus dem Gerede der Leute vom Ort, wie es um des Steinegers Christentum bestellt sei. In der Kirche sah man ihn kaum; dem Pfarrer ging er aus dem Wege. Auch den Kooperator beschaute er mißtrauisch und bot ihm keinen Sitz.

„Weitab wohnt Ihr da und hoch ist's herauf,“ sprach Franz. „Im Winter liegt der Schnee hier wohl schuhhoch.“

„Sell wohl.“

„Da könnt Ihr freilich kaum zur Kirche kommen —“

„Zur Kirche?“ Der Mann lachte höhnisch und mißtönend. „Net amal die Toten aussegnen und begraben lassen kann man da, eh' daß es lenzt. Müssen sie gefrieren lassen. so lang!“

Gefrieren! Ein Schauer rann durch Franz Brunns Gestalt. Nie zuvor hatte er von dergleichen gehört. In

einem trodenen Ton setzte der Steinegger hinzu: „Mein Weib hab' ich auch liegen gehabt so ein drei Monat lang. Da fällt einem alles ein, was man einander getan und nicht getan hat — und jeden Tag wird's neu, ohne daß man nochmal reden kann mitsammen.“

Er verstummte. Der junge Priester aber las in seinem Antlitz, daß es minder vom Alter so zermüht und faltig war, als von dem Bösen und Traurigen, das der Mann da erlebt haben mochte.

„Ich hoffe, wir zwei sehen uns wieder,“ sprach er. „Hier oder doch auch drunten — wenn der Weg ausgeschaufelt ist.“

Der Steinegger zog die Schultern hoch. „Wird kaum sein!“

Franz Brunn fühlte, daß fürs erstemal nichts weiter auszurichten sei. Betrübten Herzens kam er zu Tale. So schwer bezwingliche Seelen gab es hier! Alles Gesehene und Gehörte bedrückte den Frühmesser. Um sich davon zu befreien, klappte er sein Klavier auf und spielte einen Mozartschen Sonatensatz. Da er etliche zwanzig Takte gespielt hatte, ward ihm schon leichter. Mehr und mehr vergaß er, was ihm auf dem Herzen lag; es war, als spräche eine wohl lautende tröstliche Stimme zu ihm, die ihm versicherte: es werde alles recht! Und ehe er den Satz zu Ende gebracht, stand ein heiterer Himmel ihm zu Häupten, mit rosigen silberflügeligen Englein darin, die lustig drauf los musizierten — und der Skooperator tat es ihnen fröhlich nach! —

Die Fräul'n Viktor, die zum erstenmal im Leben dergleichen vernahm, geriet vor Staunen fast aus dem Häuschen. Dem Pfarrer war es auch neu, mißfiel ihm aber nicht.

In jeder Stunde, die sein Amt ihm ließ, tröstete sich Franz Brunn über die Stummheit und Herbigkeit des Daseins mit Musizieren hinweg. Dann meinte er, daheim zu sein in seiner

Geburtsstadt, umgeben von fruchtbarem Tiefland und milden, heiteren Menschen. — Wenn er nicht musizierte, saß er bei seinem Sorgen- und Hättschelkind, dem kranken Appele, lehrte das Kind gereimte Gebetchen oder summt ihm Liedchen vor.

Es war ihm ein Opfer, wenn er, dem Ortsfrieden zulieb, den Pfarrer bisweilen ins Wirtshaus begleiten mußte, um mit den wenigen Honorationen Karten zu spielen und Regel zu schieben. Der Wirt, der jedesmal dabei war, hatte das großspurige Betragen, das einem vollen Geldbeutel entstammt; sein Sohn, der Bertl, verband die gleiche Art mit einem Anflug weltmännischer Frechheit. Während es schien, als ob der Bertl den neuen Kooperator nicht recht leiden könnte, ließ seine Schwester, die Wirtstochter Leopoldina, Bosdi genannt, sich nicht nehmen, die geistlichen Herren immer selbst zu bedienen und zwar auf die sittigste, anmutigste Weise. Sie schien ein sehr frommes Gemüt zu sein; auch ihr Vater lobte sie dafür. Franz Brunn hatte sie gleich erkannt als diejenige, die ihm bei seinem ersten Kirchenbesuch begegnet war. Etwas Junges beim Einstand, sagt man, bringt Glück.



Inzwischen war von den Feldern der letzte Halm hereingebracht; und in der Weite wurde es vollends still. Obfeld rüstete sich zur Winterruhe. Dem Frühmesser graute ein wenig davor.

Um die Bergspitzen wob in der Frühe ein feiner Nebel; bisweilen erfüllte er das ganze Hochtal mit näßlichem Dunst. Das Gärtchen des Widums trug als ganzen Blumenschmuck bloß ein paar kümmerliche Asters; alles Blühende und Duftende hatte ein kurzes Leben dahier. Die letzten Wandervögel zogen von dannen; denn Mariä Geburt war vorbei.

Als der Frühmesser in stiller Morgenstunde durch die Felber ging, vernahm er etwas Ungewohntes. Eine helle und dabei milde, kraftvolle Stimme, die irgend einen Gasselreim sang und einen höchst künstlichen Jodler daranhing. Nicht um eine Schwebung unsicher oder unrein war der Ton.

Woher? fragte sich Franz Brunn — da kam die Antwort schon um eine Wegede in Gestalt einer stattlichen Dirn, bewaffnet mit dem Rechen zum Ausbreiten des Grummet. Sie neigte sich sittsam vor dem geistlichen Herrn; unter dem lichtbraunen welligen Scheitelhaar sahen ein Paar Augen ihn an, klar und hell wie die Stimme.

Wie sie heiße, wollte der Geistliche wissen, und woher sie singen könne?

„Billi heiß' ich — Cäcilia bin ich getauft. Und singen — mein Gott, das kann ich wohl nicht, hab's nie gelernt.“

Es stellte sich heraus, daß sie des Wäders Tochter war und daß der Frühmesser sie bei ihren Eltern schon gesehen hatte, ohne ihr weitere Beachtung zu schenken. Zum Singen — gestand sie — hatte sie nur dann Gelegenheit, wenn sie bei einer Freundin, die einen Lehrer geheiratet, zu Besuch war. Der Lehrer spielte Geige und hatte mit ihr und seiner Frau bisweilen ein Kirchenlied gelübt. Auch wurde manchmal gefungen und Zither gespielt, wenn die Burschen des Abends auf Heimgarten kamen.

„Aber die Noten, die kennst du also?“

„Doch, ja, das hat der Herr Lehrer uns schon gelernt.“

Er verhieß, sie demnächst bei ihren Eltern heimzusuchen und schied von ihr mit freundlichem Gruß. Ein Gedanke war in ihm aufgestiegen, dem er nachsinnen mußte. Ein paar sangliche Stimmen, wenn auch nicht ganz so schön wie diese, gab es gewiß noch im Dorf — und mit etwas Arbeit

und Geduld konnte man aus ihnen einen kleinen Kirchenchor heranzubilden! Das Mädel da, die Billi, eignete sich trefflich zur Vorsängerin.

Der keimende Plan machte ihn so fröhlich, daß beim Essen der Pfarrer ihn darauf anredete. „Aber Ihnen muß was Guts geschehen sein, Herr Amtsbruder; die Augen glänzen Ihnen förmlich!“

„Kann schon sein!“ Und er teilte dem Pfarrer sein Vorhaben mit. Der hatte, da es zur Verherrlichung des Gottesdienstes helfen sollte, nichts dawider einzuwenden; er meinte nur: „Aber hart werden Sie sich tun! Ich kenn' meine Bauern: in die Köpfe bringt man schwer was 'nein.“

„Wer nicht kämpft, wird nicht gekrönt,“ sagte Franz heiter. —

Er säumte nicht lange, sondern schritt ans Werk. Unvermutet trat er am Feierabend in das eine oder andre Haus, wo die Burschen und Mädchen sangen; ihr verlegenes Verstummen ließ er nicht gelten, munterte sie vielmehr freundlich auf, sich vor ihm hören zu lassen und gab das Warum an. Da half ihm dann der Vater oder die Mutter: „Ei, so mach, tu nicht so ungeschickt! Du kannst's doch!“ — Allmählich wußte der Frühmesser um das Sangvermögen seiner Weichkinder einigermaßen Bescheid. Ein paar schöne Alt- und Mezzosopranstimmen waren gefunden; auch die Wirtstochter, die Polbi, besaß einen leiblichen Sopran, wennschon nicht vergleichbar der Billi. Der Sohn des Kuep am Berg, ein blutjunger schweigsamer Mensch, und noch ein paar Burschen hatten Stimmen von beträchtlichem Umfang und Wohlklang; mit dem Wirtsbertl dagegen war nichts anzufangen: er gröhlte heiser und unrein.

Die Leute vom Ort wunderten sich, da sie von der Grün-

zung eines Kirchenchors vernahmen. Noch niemals hatte man in Obfeld von dergleichen gehört.

An einem Sonntag aber, da die Reihe des Predigens ihn traf, bestieg Franz Brumm die Kanzel und rebete zu ihnen von dem, was ihm am Herzen lag. Er begann mit dem Gleichnis vom vergrabenen Pfund und wies ihnen, wie jede Gabe, die der Herr den Menschen verliehen, Frucht tragen müsse, die ihm wohlgefällig sei. Sein Wort wurde warm wie nie, da er von der Macht der Musik und ihrem göttlichen Ursprung sprach.

„Wissen wir doch, daß David, der königliche Harfner und Sänger, von Gott gesegnet war! Sein Gesang hatte die Kraft, den finsternen Geist zu bannen, von dem Saul heimgesucht ward. Böse Geister fliehen vor reinen Harmonieen, wie vor allem, was an den Himmels Herrn gemahnt. Er, den die Vögel lobpreisen mit Gesang und um dessen Thron die Engel Hosianna singen — sollte er unsre Stimmen, die ihn loben mit Gesang, nicht gern hören? Hat die eble Musica nicht eine mächtige Patronin und Fürbitterin bei ihm in der heiligen Cäcilia? — —“

Jrgendwo in der Kirche scholl ein unterdrücktes kurzes Lachen. Dem scharfen Ohr des Frühmessers entging es nicht. Er fürchte die Stirn, aber er fuhr gelassen in seiner Predigt fort und hatte die Genugtuung, daß die Gemeinde wohlgefällig zuhörte.

Hernach, da der Geistliche sich umgekleidet hatte und über den Kirchplatz schritt, traf er den Wirtsbertil, der unter etlichen Kameraden stand. Er wußte: das war der Lacher von vorhin! Als er ihn verweisend darauf anredete, fiel anstatt des Bertil, der verstockt schwieg, ein anderer entschuldigend ein: „Das hat der Bertil nicht böß gemeint; 's Lachen ist ihm nur auskommen, weil sein Schatz auch Zilli heißt.“

Der Frühmesser hatte ein Gefühl, wie wenn man eine haarige Raupe über eine schöne weiße Blume kriechen sieht. Kurz wandte er sich ab.



Daß es gerade eine leichte Aufgabe gewesen wäre, die sich Franz Brunn mit der Erziehung eines Kirchenchors gesetzt, ließ sich nicht behaupten.

Anfänglich entbot er die kleine Schar der von ihm Einzulebenden zu sich in den Pfarrhof. Die Fräul'n Viktor, als einzige und unfreiwillige Mithölerin — denn Franz wählte aus Rücksicht die Stunden, wenn der Pfarrer nicht daheim war — meinte seufzend: die Proben seien eine rechte Übung in der christlichen Geduld. Und nicht für den Herrn Kooperator allein!

Franz hatte es so eingerichtet, um den Sängern, die a capella sangen, bisweilen auf seinem Klavier den rechten Ton anzugeben. Später fanden die Proben in der Kirche statt; da mußte er, wenn die Singstimmen uneins wurden, ihnen mit ein paar Griffen auf der Geige beistehen, worin er weniger Übung besaß. Aber das schadete nichts, und die Schüler lernten mit wachsender Liebe. Ganz unbewußt hatte in manchem ein Verlangen geschlummert nach anderm als der harten körperlichen Arbeit und dem häuslichen Einerlei. Nun genossen sie die Abwechslung zugleich mit dem erhebenden Bewußtsein eines frommen Zweckes.

Der Stern der kleinen Singgemeinde war und blieb die Billi; ihr schien der Name „Cäcilia“ recht als eine Vorbedeutung verliehen. Nicht nur hatte sie die schönste tragfähigste Stimme von allen, sondern sie brachte auch den Ton auf eine ungelernete glückliche Art hervor. Franz Brunn hatte seine Freude an ihr. Desgleichen an dem Moys Hedenstaller —

diesen Schreibnamen führte die Familie des Ruep am Berg. Der Moys war ihm anfänglich wie ein noch gar nicht wach Gewordener erschienen — keine drei Worte brachte er hintereinander hervor. Beim Singen ward dies wie durch Zauber anders: er faßte so leicht und gab das Erfaste so überraschend wieder, daß sich wohl zeigte, es stecke ein anderer in ihm, als seine gleichgültige Außenseite erraten ließ.

Ob durch die Nachbarschaft des Ruep-Sohnes der Steinegger zuerst von den neuen Dingen im Orte erfuhr? —

Franz hatte sich nicht verbrießen lassen, von Zeit zu Zeit den weltfeindlichen Mann heimzusuchen. Der Steinegger litt es mürrisch; er erklärte unumwunden: die geistlichen Herren richteten nichts mit ihm! Aber er litt Franz' Kommen doch.

Als der Frühmesser wieder hinauffstieg, fand er den Alten in wunderlicher Erregung.

„Was ist jetzt das?“ rief er ihm schier barsch entgegen, „der Herr Kooperator halt't Singstund?“

Franz bejahte vergnügt.

„Das gibt's doch net,“ stieß der Steinegger herb hervor. „Die Obfelder und so was! Daß i net lach!“

„Warum nicht? Die Obfelder werden sich gewöhnen und sich freuen.“

Der Steinegger maß ihn mit abschätzigem Blick. „Sie sind halt fremd,“ sprach er. „Sie kennen sich nicht aus. Wenn man's Ihnen erst einmal gemacht hat wie mir —“

„Gelten S', jetzt spizen Sie die Ohren! Ja mein, es ist nichts Besonderes. Halt daß einer nicht gut tun mag von klein auf, keine Freud hat zur Feldarbeit und zum Rosenkranz-beten, lieber draußen liegt und sich eine Pfeifen schnitzt zum Draufblasen. Wie ich größer worden bin, ist's erst angangen: vom ersten ersparten Geld hab' ich mir eine Klampfen gekauft

und damit herumgetan von früh bis spät. Was mein Vater mir für harte Reden geben hat deswegen! Einmal hat er mir die Klampfen weggerissen und an die Wand hingeschlagen — viele Nächte hab' ich zu schlafen gehabt an ihr! Aber meinen Vater hab' ich nimmer recht mögen seitdem. Ja so: oft macht der geistlich Herr ein strenges Gesicht! Und 's gar Schlimme soll doch erst kommen. Mit den Zigeunern ist's kommen: die haben so viel ein liebes braunes Mädel dabei gehabt. Auf der Geigen hat sie spielen können, daß sich einem das Herz umgewandt hat — und gesungen hat sie! — Zum Verlieben ist jeder junge Bursch aufgelegt; aber daß meine Verliebtheit so groß worden ist, daran hat nur 's Musizieren die Schuld gehabt.

Ihr, der Anfa, hab' ich gefallen — schier so gut wie sie mir. Aber meine Leut sind darüber ganz auseinander gewesen. Ein Odsfelder Bauernsohn und so ein hergelaufenes Musikantenmädel! Einsperren soll man mich, mir mit dem Stecken die Berruchttheit austreiben — und 's Mädel samt seiner Bagasch muß fort per Schub. Für die Kur, hab' ich gemeint, bin ich zu alt — lieber bin ich mit dem Mädel und seiner Bagasch durchbrennt bei stockfinstret Nacht, ohne Pfüt Gott.

Wie's uns gegangen hat? Gut und schlecht! Zu Anfang eher gut, denn wir haben die Lieb gehabt und die Musik, haben Geigen und Klampfen gespielt und gesungen dazu. Aber mit der Zeit ist's uns immer härter ankommen: das Herumziehen ohne Dach und Heim und das Alleinsein; denn unstre Kindeln — ihrer viere hätten wir gehabt — hat der Herrgott gleich wieder zu sich genommen. Das hat der Meinigen am wehesten getan. Auf die Zeit ist sie selbst mir krank worden, liegen geblieben am wildfremden Ort, verlassen und im Glend —

Nein, müssen nicht meinen, daß ich Ihnen lang vorjammern

will! Kurz gesagt: mich hat's heim b'langt, und mit Müß und Not hab' ich sie daher bracht. Da waren meine Eltern verstorben, haben mir nicht verziehen, sondern den Hof meiner Schwester und ihrem Mann vermacht und mich auß Pflichtteil gesezt. Das hat grad hingereicht, daß ich die armselige Keuchen da heroben hab' kaufen können; herrichten müssen hab' ich sie mir selber. Denn kein Mensch hat mir Handreichung getan: wir waren verachtet wie der Gar-Niemand, von Gott und aller Welt — ob'schon die Anka inzwischen mein rechtmäßiges Weib geworden war. Musikantenleut. Dörcherleut! Raun besser als wenn wir wären aus 'n Buchthaus gekommen! Ich hätt' mir weniger drauß gemacht; mein Weib aber hat sich gar so gekränk't, daß die Freundschaft mich nimmer kennen will ihrethhalb. Und nicht lang ist's angestanden, hat sie sich zu Tod gekränk't —

Net einmal versehen hat man sie können, weil der Schnee gar so hoch gelegen ist — und eingraben konnt man sie erst lang, nachdem —“

Er stockte: Franz Brunn hatte nach seiner Hand gegriffen, zu verspätetem Trost und Beileid —

„Gelt's Gott, geistlicher Herr! 's erste Mal, daß ich einem Menschen leid tu! Aber das möcht' ich von Ihnen hören: wie kommt's, daß in einem etwas stecken kann, das stärker ist wie er selbst und das sein Unglück wird? Ob's leicht vom Teufel kommt?“

Franz Brunn schwieg.

„Und wenn, wie kommt's, daß der Herrgott, der Allgütige, das Verderbliche in einer Seel wachsen laßt?“

„Wir haben selbst die Schuld, Steinegger. Wir lassen ausarten, was, mit Maß und Art, uns nur Gutes bringen könnte. So denk' ich mir's.“

„Mag schon sein, Hochwürdiger. Aber die andern Leut



Nach dem Amt umringten die vom Chor ihren Meister. „Ham mir's doch recht g'macht, Hochwürden?“ — „Mir war fein so angst!“ — „Nicht ein Ton ist mir fest gestanden.“

Aber Franz Brunn konnte sie beruhigen: „Doch, fürs erstemal war's gut!“

Als er von der Empore herab einen Blick über die Kirchstühle gesandt, hatte er ganz zu hinterst an einer Säule einen Lehnen sehen, einen Lungen, Hageren. Der hatte unverwandt nach der Empore gestarrt und sich bis zum letzten Ton nicht vom Flecke gerührt — gleich als hielte das Singen, das er doch haßte, ihn zauberisch gebannt. —

Beim Hinausgehen grüßten die Leute den Frühmesser achtungsvoller und dennoch betulicher denn sonst; einige verstiegen sich sogar zu der Bemerkung: das sei schön gewesen! Und der Pfarrer schüttelte ihm die Hand: „Brav haben Sie's gemacht!“ —

Von da an ließ der neugebildete Chor sich bei jedem Kirchenfest vernehmen; und mit jedem Mal ging es besser. Denn der Ehrgeiz der Mitwirkenden war wach geworden, und des Frühmessers Eifer ermüdete nicht.

Die Kunde davon verbreitete sich mählich in der Umgegend. Am Großfrauentag war es schon so weit, daß von benachbarten Kirchdörfern der eine oder andre sich zum Amt und der Profession einfand, weil er gehört hatte: „In Obfeld, da singen s' so viel fein.“

Und Franz Brunn hatte fast kein Heimweh mehr.

⊕

⊕

⊕

Seit der Kirchenchor in Aufnahme gekommen war, schien auch dem Wirtsbetri, daß er dabei sein mußte. Der Frühmesser konnte nichts ausrichten gegen den Wunsch des Pfarrers, der ihm bedeutete: man müsse dem Wirt den Gefallen

tun! Es gibt gesellschaftliche Müdsichten auch in Gebirgsdörfern.

Ein erfreulicher Zuwachs war der Vertl nicht. Er erschien unregelmäßig, trachtete, wenn er kam, in der Nähe der Billi zu stehen und nahm am Singen nur insofern teil, als er bisweilen störend dazwischen brummte oder schrie.

Die Poldi dagegen war des Eifers voll, fehlte niemals, wandte kein Auge von des Frühmessen's tattierender Hand und betrug sich überhaupt recht schmiegsam, wie ein artiges Kind. Leider hatte sie kein Ohr dafür, ob sie zu hoch oder zu tief sang, lernte überhaupt schwer — deshalb konnte der Geistliche ihr vorläufig nicht den Wunsch erfüllen, sie auch einmal ein Solo singen zu lassen wie die Billi.

Mit der Billi ging es Franz Brunn seltsam. In diesem Mädchen war ihm, wie nie zuvor, die Verkörperung dessen erschienen, was bei ihm die Stelle anderer Leidenschaften vertrat: der Musik. So oft er den Wohlklang aus ihrer Kehle vernahm, meinte er, der könne nur einem feinen tiefen Herzen entstammen. Sah er sie hernach zur Seite des Vertl stehen, dann sagte er sich im stillen, daß sie doch eine gewöhnliche Natur sein mußte; denn wem der Engelbert gefiel —

Es tat ihm leid; aber er empfand in solchen Augenblicken etwas wie Abneigung gegen sie.

Eines Tages nach der Probe kam auf seinem Heimweg die Billi hinter ihm drein. Sie hätte die Fräul'n Viktor nach etwas zu fragen — sagte sie. Eine Strecke gingen sie stumm nebeneinander her. Plötzlich rebete die Billi ihn an.

Sie möchte wissen — sprach sie beklommenen Tones — ob es sündhaft sei, ein gegebenes Wort zu brechen? — „Je nachdem!“ — versetzte Franz — es handle sich darum, ob das Versprechen etwas Gutes oder Schlimmes betreffe. Da erklärte sie ihm, nach einigem Zögern, den Fall.

„Ich hab' den Wirtsbertl heiraten sollen und hab' ihm zugesagt, weil's meine Eltern gewollt haben; denn des Bertls Leute sind die vermöglichsen vom Ort. Je mehr ich ihn aber hör' und seh', desto weniger mag ich ihn leiden. Er ist ein Viehschinder, trinkt oft einen Kaufsch — und die Aeden sollten Hochwürden hören, die er hernach seinem Vater gibt. Mich staunt's grad, daß der sich's gefallen laßt.“

„Also willst du ihm das Wort zurückgeben?“ fragte Franz.  
 „Das wird deinen Eltern arg unlieb sein.“

„Amerst vielleicht schon. Aber samt dem haben sie mich zu gern, als daß sie mich ins Unglück stoßen möchten. Mit den Eltern komm' ich schon zum Versteh'n.“

Er überlegte und sagte ihr dann, daß sie keine Sünde beginge, wenn sie das Verlöbniß auflöste. Wer von vornherein nicht sicher glaube, dem andern in rechter lebenslanger Lieb und Treue anhängen zu können, schliesse keinen Ehebund nach Gottes Wohlgefallen.

Deß war die Billi froh. „Ich hab' lang über dem Ding studiert,“ gestand sie, „jezt unterm Singen ist mir's ganz klar geworden, daß ich den Bertl nie mögen kann. Wenn wir droben stehen am Chor, muß ich auf alles denken, was schön und heilig ist; kaum aber schau' ich 'n Bertl an, so ist alles dahin, und ich bin voll Verdruß. Und seine Stimm', die tut mir ganz weh. Jezt muß ich in Gott'snam dazu schauen, daß ich's bald mit ihm auf gleich bring'!“

So viel richtiges Gefühl! So viel Ehrlichkeit! Er freute sich darüber, freute sich so, daß es in seiner Brust zu hämmern begann, was ihm bei Erregungen leicht geschah. Im Augenblick, da er das spürte, überfiel ihn eine seltsame Angst — „Mein Gott, geht mich das denn näher an?“ — Er ließ die Billi ins Widum treten, an dem sie eben angelangt waren, und schützte noch einen Pflichtgang vor, um allein zu sein.

Er tabelte sich, daß er nicht mehr christliches Bedauern mit dem Bertl gehabt und einiges zu dessen Gunsten gesprochen hatte. War das wirklich selbstlos gewesen — ganz selbstlos? Lang und streng prüfte er sich. Gewiß, der Bertl war kein Mensch, bei dem eine feiner geartete Seele ihr Heil fand. Aber ging der Anteil, den er an dieser Seele nahm, nicht allzu tief?

Er preßte die Lippen aufeinander und verschränkte die Arme über der Brust, in der es immer noch klopfte. „Das — darf nicht sein,“ sprach er zu sich, nachdrücklich wie einer, der sich ein Gesetz einprägt. —

Im Widum wartete seiner eine aufregende Kunde. Der hochwürdigste Abt des Klosters zum guten Hirten in B. wollte Obfeld einen Besuch abstatten! Er hatte in einem nicht sehr entfernten Wildbad die Kur gebraucht und unterbrach seine Heimfahrt, um einen Tag in dem abgelegenen Bergneß zu verweilen. Und zwar, wie es hieß, wollte er den Kirchengesang hören! Der Abt stand nicht nur in hohem Ansehen ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, sondern zugleich im Ruf, ein leidenschaftlicher Musikfreund zu sein.

Alle waren ganz benommen von der Ehre des Besuchs. Der Viktor ging eine ganze Arche Noah von dem zu siedenden und zu bratenden Getier im Kopf herum. Der Pfarrer sprach vom Schmutz der Kirche und einer Ehrenthür aus grünen Tannenzweigen; der Frühmesser nahm sich vor, mit seinen Leuten die zwei Tage bis zur Ankunft des Gastes noch unablässig zu üben, daß sie ihm keine Schande machten! Auch mit der Billi, seiner ersten Chorsängerin; denn etwas andres durfte sie nicht sein! Über sein weiches Antlitz ging ein fast harter Zug von Entschlossenheit, da er sich das wiederholte. —

Ganz Obfeld war auf den Beinen, als der Erwartete eintraf. Und es verlohnte der Mühe; denn aus dem Wagen,

den zwei stattliche Braune heranzogen, neigte sich ein freundliches Antlitz, rosig und jung unter weißem Haar, mit hellblitzenden Augen. Es war, als ginge von dem Antlitz ein warmer Schein durch die kellerige Kirche; auch die Sänger empfanden das und wurden dadurch angefeuert, ihr Bestes zu tun.

Es gelang ihnen vollkommen. Der Abt nickte beifällig und äußerte zu dem neben ihm sitzenden Pfarrer: es sei wirklich über Erwarten, was da mit verhältnismäßig geringen Kräften geleistet werde.

Solch ein Ausspruch eines solchen Herrn! In größter Eile ward er weitergetragen, und alle waren stolz darauf.

Der hochwürdigste Abt nahm das Mittagsmahl im Pfarrhofe; die Fräul'n Viktor hatte all ihre Kochkunst zu Ehren solchen Gastes aufgeboten. Sie erwarb sich auch gerechtes Lob, zumal mit den Bachforellen, die der Fischer zum Glück am Morgen noch gebracht hatte. Doch wäre selbst ohne diese das Mahl heiter verlaufen, dank der Lebenswärme und Behaglichkeit, die von der Person des Abtes ausging.

Aus den lichten blauen Augen freundlich um sich blickend, erzählte er von seinem Kirchenchor daheim. Die Kirche zum guten Hirten war von Undächtigen immer stark besucht, vornehmlich von den Angehörigen der Knaben, die in der Klosterschule ihre Erziehung genossen. Diejenigen Böglinge, die musikalische Begabung zeigten, hatte er, der Abt, von einem der besten Gesangmeister einüben lassen; sie leisteten ganz Hervorragendes, wie der Abt stolz versicherte. „Und wenn sie ihre Sache recht gut gemacht haben, geh' ich hernach mit einer großen Lüte voll Konfekt auf dem Chor herum; und jeder von den Krabaten darf einen ordentlichen Griff tun. Darauf lauern sie schon die ganze Zeit.“ Er lachte behaglich, wandte sich dann an den Kooperator mit der Frage, ob er schon etwas von Palestrina aufgeführt habe?

Franz Brunn verneinte.

„Sie besitzen wohl auch kein Chorwerk von ihm? Nein? Also werde ich Ihnen einiges schicken, was sich für Ihre Kräfte eignet.“ Er zog sein Notizbuch hervor und schrieb seinen Vorfatz ein, während der Kooperator nicht wußte, wie er danken sollte.

Der Pfarrer konnte die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Leute hierzulande dergleichen nicht verstünden, so wenig wie die bescheiden dotierte Kirche imstande sei, es anzuschaffen. Die Frömmigkeit der Bergbauern sei ernsthaft und rauh wie ihre Umgebung. Manchem erscheine die Musik beim Gottesdienst fast als zu weltlich.

Der Abt lächelte wieder. „*Servite Domino in laetitia!*“ sprach er, verbindlich und belehrend zugleich. —

Als er am Nachmittag Abschied nahm, bot er seinem Wirt und dem Kooperator, die am Wagenschlag standen, die Hand und äußerte den Wunsch: sie möchten ihm den Besuch bald erwidern. Franz Brunn neigte sich über die Hand. „Könnst' ich gleich mit!“ klang es in ihm.

Er erschrak über seinen Gedanken. Man soll da wirken, wo der Herr einen hingestellt hat, soll nicht wünschen, es anderswo leichter und besser zu haben! Dennoch war ihm, als sei mit dem Verschwinden des weißhaarigen helläugigen Priesterhauptes ein Stück Licht und Wärme gegangen. Er empfand die Rauheit und Sonnenlosigkeit Obfelds mehr als zuvor.

⊕

⊕

⊕

Die Dinge gingen wieder ihren gewohnten Gang. Der Frühmesser las seine Messe, besuchte Kranke, zumal das Appele, dessen blaßes Blumen Gesichtlein sich verklärte, wenn der Geistliche bei ihm saß, ihm vom Kind Jesu erzählte und schöne Verschen beibrachte. Es war nicht recht zu erkennen,

ob der Vater völlig damit einverstanden war, zumal mit dem Verlangen der Kleinen, „die Kirchenleut singen zu hören“, wie sie sich ausdrückte.

Der Chor, um einige Glieder vermehrt, war jetzt schon ein stattliches Häuflein zu nennen; außerdem galt es als Ehre, ihm anzugehören, seit der fremde Herr Abt ihn gelobt hatte.

Vermutlich der Ehre wegen trat der Wirtsbertl nicht förmlich aus, so lieb es dem Frühmesser gewesen wäre. Aber er ließ sich nur alle heiligen Zeiten blicken, konnte dann nichts und sah hinterrücks den Chorleiter mit Augen an, als wollte er ihm an die Kehle springen.

Seine Schwester dagegen verharrte in ebenso hingebendem wie fruchtlosem Eifer. Inzageheim hegte der Frühmesser die Ansicht: der harfentkundige König David samt allen Tonmeistern der Einst- und Jetztzeit wären nicht imstande, der Wirtspoldi einen richtigen Begriff von Harmonie und Rhythmus beizubringen. So nachsichtig er geartet war, geriet er doch manchmal in Harnisch und fuhr die Unbelehrbare etwas verb an.

Er klagte sogar daheim, im Widum, über die beiden Unmusikalischen. „Die Poldi, Gott sei's geklagt: wenn die dabei ist, versaut sie mir alles!“ Der Pfarrer, dem die Sache unwichtig deuchte, lächelte obenhin und meinte: vielleicht sei der Herr Amtsbruder auch zu streng. Daraufhin nahm Franz sich fest vor, noch mehr Geduld anzuwenden als bisher.

Tags darauf ward ihm ein Besuch angemeldet: die Poldi! Franz schob die Schreiberei, an der er soeben beschäftigt gewesen, zur Seite und empfing freundlich den unverhofften Gast. Die Poldi hatte eine Schürze an von starrer grellblauer Seide, die ihren ganzen Rock bedeckte, dazu ein Brusttuch, aus rosa und grüner Seide gewebt und einen Hut mit Goldblumen. Im Gegensatz zu diesem herausfordernden Fuß

blieb sie schämig an der Lüre stehen, trotz der Aufforderung, näher zu treten. Der Frühmesser mußte ihr einen Stuhl zurechtücken und sie förmlich nötigen, sich darauf niederzulassen. Ehe sie dies tat, knickte sie vor ihm und faßte seine Hand, um sie zu küssen. Er wollte ihr wehren; sie aber neigte anstatt der Lippen das ganze Gesicht darauf, und plötzlich neigten ein paar heiße Tropfen seine Hand. Zugleich gewahrte er, wie ein zitterndes Schluchzen die ganze rundliche Mädchen-gestalt erschütterte.

Franz Brunn begriff durchaus nicht, was die Polbi von ihm wollte. Er verstand den Tränenausbruch nicht, in dem sich ihr Empfinden plötzlich Luft machte. Aber seiner Gutherzigkeit tat sie leid.

Was ihr denn fehle? fragte er mild. Ob sie durch irgend etwas gekränkt oder bekümmert sei?

Die Polbi schneuzte sich geräuschvoll und wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Endlich, unter Schluchzen, stammelte sie: „Ja, weil — weil der geistliche Herr halt gar so unfein ist mit mir!“

„Ich?“ Er glaubte sich verhöhrt zu haben. „Gilt das wirklich mir?“

„Doch!“ Die Polbi erlangte allmählich ihre behende Sprache wieder und redete sich alles vom Herzen. Daß der Hochwürdige gar so streng sei mit ihr, und sie ihm gar nichts, aber auch gar nichts, recht machen könne! Jetzt habe sie sich beim Singen so angestrengt, daß ihr hernach der Hals wie wund gewesen sei; und dafür habe der hochwürdige Herr sie noch so angefahren. Eins immer verächtlich machen und das andre vorziehen sei doch nicht recht, stehe besonders einem Geistlichen nicht an. „Und die Billi vom Bäcker, die gilt alles; die wird gelobt, wenn sie nur 's Maul aufmacht. Wie einen das kränkt, wenn man so zurückgesetzt wird, das kann der

Hochwürdige nicht glauben — schier das Herz stoßt's einem ab. Und ich tu so fleißig Kirchengenhen und halt' jeden Fasttag, und keine Prob' vom Chor tu ich nicht veräumen und doch —“ sie schluchzte und schneuzte sich wieder.

„Liebe Bolbi,“ sagte Franz verweisend, „daß man seine religiösen Pflichten erfüllt, ist löblich, aber kein besonderes Verdienst. Jedenfalls wird das Verdienst gemindert, wenn man Lohn und Lob dafür hofft. Was aber das Singen angeht, so tut's der Fleiß allein nicht; und über's Falschsingen muß ich ein Wort sagen dürfen, ohne daß Verstimmung dadurch entsteht. Der Herrgott verteilt seine Gaben ungleich; wenn eben jemand kein feines Gehör hat —“

Die Bolbi trocknete ihre Augen und meinte: ja, sie würde ihren Fehler schon noch bessern können. „Nur müßt' halt der Hochwürdige mir's so gut meinen und mit mir allein so fest üben wie mit der Billi — dann brächt' ich's zuletzt schon zusammen.“

„Meinetwegen, das kann ich ja ein paarmal tun“ — wollte Franz gedankenlos sagen. Da berührte ihn etwas sonderbar: der Blick, mit dem die Dirne aus noch feuchten Augen ihn ansah. So demütig von untenher — und dabei war so ein seltsames Erwarten, ein Verlangen in dem Blick! Er fühlte sich plötzlich abgestoßen und erkühlt.

„Das würde auch nichts helfen,“ sprach er kurz. „Die Gnab' Gottes kann man erlangen, wenn man eifrig darnach trachtet — das ist besser als den Fähigkeiten und Talenten nachjagen, die er einem nicht verliehen hat. Wenn man sich mit Singen so hart tut, ist's das Gescheiteste: ganz davon wegbleiben!“

„Ja so! Ich bin nicht gut genug dazu! Da kann man nur so Auserwählte brauchen, wie die Väcker-Billi.“

Die Augen des Mädchens waren jetzt ganz trocken; ein böses Licht glomm darin.

„Was heißt das ewige Gered von der Billi?“ Der Geistliche war ernstlich erzürnt. „Ich hab' keine drei Mal mit ihr zu üben brauchen: sie macht ihre Sach von allein gut. So jemand zuhören ist ein Vergnügen; der Gesang von andern ist manchmal eine Qual.“

Die Polbi machte einen Knick. „So, also dann weiß ich's! Und dann hab' ich schon ausgerebt. Reiß die Hand, Hochwürden!“

Franz Brunn atmete erleichtert auf, als die Thür sich hinter der grellseidenen Schürze geschlossen hatte. Seiner Gemüthsart widerstrebte es, jemand wehe zu tun; aber das anmaßliche und küsterner Wesen der Polbi hatte ihn aufgereizt gegen sie. Überhaupt: die albernen Eifersüchteleien beim Chor. Es fehlte nur, daß die Reichen im Dorf da auch noch die erste Stimme begehrt, selbst wenn Stimme ihnen gar nicht zu eigen war.

Fort mit dem häßlichen Eindruck! Er trat in den Verschlag, wo sein Klavier stand und spielte leise das Ave Maria von Schubert. Danach ward ihm wieder wohl. —

Bei der nächsten Probe des Kirchenchors fehlte die Polbi. Er schloß daraus, daß sie zur Einsicht gelangt sei und nahm sich vor, ihr, sobald er sie zufällig anträfe, freundlich zu begegnen und das Andenken seines vielleicht zu schroffen Benehmens bei ihr zu verwischen. Aber sie gab ihm nicht Gelegenheit dazu. Wenn sie seiner ansichtig ward, grüßte sie schnippisch von weitem oder schlug beizeiten eine andre Richtung ein. Mir auch recht! dachte der Frühmesser mehr belustigt als geärgert. Es wäre wohl schlimm, acht haben zu müssen auf die Miene, die ein verzogenes Ding einem macht!

Er hätte gar nicht Zeit dazu gehabt; denn Ostern rückte heran. Franz Brunn war doppelt in Anspruch genommen,

durch die vermehrten Pflichten des Seelsorgers und durch die des Chorregenten, dem eine würdige Osterfeier im Sinne lag. Der Abt vom guten Hirten hatte ihm Noten gesandt; ein neuer Helfer war ihm erstanden in der Person des kürzlich angezogenen Lehrers Aurel, der sich als musikliebend und -verständnis erwies. Ein Wermutstropfen freilich fiel in die Vorfreude der Feier dadurch, daß das Appelle seit Weihnachten mehr kränkelte denn je. Es hatte sich vielleicht erkältet in der Kirche, wo ihm der Weihnachtsgesang so gut gefallen hatte, daß es mit einmal in heftiges Weinen ausbrach. Der Vater, ein rauher Mann, der Kleinen jedoch auf seine Art zugetan, ließ merken, daß er an dieser Empfindsamkeit dem Frühmesser die Schuld gab — so hatte Franz Brunn zur Sorge noch einen leisen Verdruß.

In der stillen Woche freilich ergriffen andre Gedanken von ihm Besitz. Er mußte Beichte hören schier den ganzen Tag; viel heimliches Leiden und Verschulden, das nach Trost schrie, ward ausgebreitet vor ihm. Der Frühmesser durfte nicht nachlassen, zu mahnen, zu tadeln, zu entschuldigen. Erfüllt von seiner vielgestaltigen Pflicht, kam es ihm kaum zum Bewußtsein, daß die Polbi, die früher so oft und lange in seinem Beichtstuhl verweilt hatte, daß es ihn der andern Wartenden wegen verdroß, diesmal ihn völlig zu meiden schien. Gelegentlich, da er flüchtig aufblickte, sah er sie gegenüber in dem des Pfarrers knien.

Sie kamen beide erschöpft heim, der Pfarrer und sein junger Amtsbruder. Aber unter der Erschöpfung empfand Franz an diesem Abend, daß der Pfarrer nicht unbefangen mit ihm verkehrte wie sonst. Eine gewisse Verstimmung, ein fühlbarer Zwang war in seiner Art. Umsonst sann Franz hin und her, was er etwa verschuldet hätte. —

Im Laufe der Osterwoche schien die Mißstimmung sich

zu verlieren. Da dachte Franz zur Entschädigung sich ein Gutes anzutun und hinaufzusteigen zu seinen Deuten am Berg. Lang hatte er es dem Moßs zugesagt.

Beim Ruep am Berg saß die Familie eben um den Tisch und löffelte ein steifes Mus. Der Ruep versenkte seinen Löffel tief hinein, vergaß aber, ihn herauszuziehen, da der Frühmesser die Thür aufthat.

„Hurra, der Hochwürdige!“ schrie er fröhlich. „Grüß Ihnen Gott zu tausendmal!“

Sie umringten ihn — der Moßs, dessen Antlitz vor aufglänzender Freude sich förmlich verschönte, entwand ihm Hut und Stock, schob ihm einen Stuhl herbei. Ein Teller ward ihm gefüllt, und wohl oder übel mußte er mithalten. Dazu schwagte der Ruep unaufhörlich.

„Gelten S': fein ist's heroben bei uns? Und lustig, kreuzlustig! Ist net immer so gewesen, leider wohl net! Aber wem haben wir's zu danken? Ihnen, Herr Koprater, und niemand sonst. Da schauen Sie jetzt? Passen S' auf: Sie werden's gleich versteh'n! Wissen S', wo viel Köpff sind, hat jeder Kopf einen eigenen Sinn und eigenen Mund. Wenn man dann zusammengesperrt ist, von früh bis in die Nacht — und gar im Winter, wo man oft kein Schrittl vor die Thür kann — wär ja ein Wunder, wenn man nicht wollt zum Warteln anheben! Fängt man aber an, so hört's der untere, der Hörndlete, freut sich dran und bläst in die Glut, daß sie hellauf brennt. Mein Weib ist ein bißl gach, ich bin gach; die da" — er wies auf die große Dirn — „von Herzen ist sie wohl gut, aber ihre Zung schneidet wie ein Messer. Und der älteste Bub, das ist so einer, der gar nichts redt und stundenlang bloß einen Kopf macht, das bringt nachher die andern erst recht auseinander. Da sind wir manch einen Tag im Haber und der Bitterniß gehockt, Gott sei's geklagt, und hat keins

dem andern ein gut Wort gönnen mögen. Das alles hat sich umkehrt, seit der Bub da zu Ihnen in die Singstund geht und seit Sie dazumal so schön predigt haben vom König Saul und vom David, der ihm den bösen Geist austrieben hat mit seinem feinen Harfenspiel. Das ist mir im Kopf umgangen — und wie's bei uns heroben wieder einmal Krach geben hat und keins hat dem andern mehr ein Wort gönnen mögen, da ist mir's eingefallen, daß im Kammerl noch meine alte, schier verdorbene Zither hängt. Ich, net faul, nehm' sie heraus, sind auch zum Glück noch ein paar Saiten, die ich frisch aufziehen kann, und stuf drauf herum, ob ich nicht mein Leibliedl zusammenbring. Der Moys geht durch die Stuben und hört's und hebt zum Singen an — da sind die andern allesam hergekommen und haben uns beiden zugelost. Von da an war's gewonnen. Das große Mädli ist drauf verfallen, sie will auch singen — mein Zweiter hat sich am nächsten Markt eine Zupfgeigen kauft und nicht geruht, bis er die Griff hat heraußen gehabt. Jetzt ist uns vor lauter Üben keine Zeit blieben zum Streiten: die einen haben uns schön getan, daß wir ihnen aufspielen und wir ihnen, damit sie uns singen sollen. Meine Alte hat wohl geschimpft, daß wir nig mehr im Kopf hätten als wie die Musik; aber für ihr Leben gern hört sie's doch und ist seither immer bei gutem Humor. Der kleinste Bub kann freilich noch nig wie auf'n Fozenhobel \*) blasen; aber er bettelt mich so viel, daß ich ihm vom nächsten übrigen Geldl doch eine Trompeten oder so was kaufen muß. Nachher hat ein jedes sein Sach. Ja, was ist's Leut!" rief er seine Kinder an, „tun wir dem Hochwürdigen zu Ehren nicht eins anstimmen?“

---

\*) Mundharmonika.

Sie wollten erst nicht, schämten sich, trotz des Frühmessers freundlicher Aufforderung. Aber der Moys gebot nachdrücklich: „Macht voran! der Hochwürdige will's,“ und mit seiner klaren Stimme begann er die Weise, in die etwas zögernd die jüngeren Geschwister einstimmten:

„Da droben auf dem Berge,  
Da wehet der Wind.  
Da sitzt Maria  
Und wieget ihr Kind.“

Der Alte und sein Sohn begleiteten sie; es war erstaunlich, wie geschickt sie die Weise ihren Instrumenten und ihrem Können angepaßt hatten. Die Hausmutter, die arbeitsamen Arme auf die Hüften gestemmt, lauschte wohlgefällig; der Jüngste summtte auf seiner Harmonika leise, wie ein Heimchen, den Gesang mit.

Als darnach der geistliche Herr, alle herzlich belobend, Abschied nahm, ließen sie sich nicht abhalten, ihn sämtlich hinauszugeleiten und ihm noch einen tönenden Scheidegruß auf den Weg zu geben. „Wann Sie amal in 'n Himmel kommen, Hochwürden“ — sagte der Ruep und schüttelte ihm kräftig die Hand — „dann sind leicht wir andern schon da und dürfen zum Empfang vor der Tür stehen. Oder, wenn wir im Fegfeuer sind, tu ich 'n Herrgott recht schön bitten: ‚Himmliſcher Vater, grad ein Stünderl gib uns Urlaub, daß wir unserm Herrn Frühmesser singen und spielen dürfen zum Einzug! Das hat er verdient um uns.“

Das einfältige Gutmeinen des Bergbauern tat Franz Brunn im Herzen wohl. Noch eine Strecke weit, da er den Gang hinabstieg, klang das Musizieren der buchstäblich in Harmonie geeinten Familie hinter ihm drein.

Nun wollte er noch hinüber zum Steinegger.

Mit dem hatte im Lauf des einen Jahres eine Wandlung

sich vollzogen. Man sah ihn wieder in der Kirche, sah ihn bisweilen auf dem Freithof, wo er von seines Weibes Grab das Unkraut zupfte. Ein Schulgenosse von ehemals trat ihn an mit der Frage, ob er noch lebe und was er da tue? „Der Meinigen muß ich erzählen, daß jetzt in Ödsfeld d' Musi zu Ehren kommt“ — war die Antwort des Steinegger. So gab er den wenigen, die ihn beiläufig begrüßten, stets eine stachliche Rede hinaus; aber dennoch hatte seine bisherige Vereinsamung und starre Abwendung ihr Ende erreicht; dessen freute Franz Brunn sich insgeheim.

Jetzt saß der Steinegger auf seiner Hausbank im Freien, blies den Dampf aus seiner Tabakspfeife in die Luft und schaute ihm gedankenvoll nach. Vor dem geistlichen Herrn aber erhob er sich und staubte mit seiner Mütze die Hausbank ab, daß jener ihm zur Seite Platz nehmen könnte. Ob er weiter rauchen dürfte? fragte er — oder ob der Geschmack\*) dem Herrn Kooperator zuwider sei?

„Macht mir nichts, Steinegger! In der freien Luft schon gar nicht!“

„Ja, gelten S': da weht ein guter Luft. Viel ein besserer wie drunt?“

Franz bejahte. Der Alte nickte tiefsinnig, blies eine Weile stumm die dicksten Rauchwolken von sich und warf dann unvermittelt hin: „Weil da heroben weniger Leut sein! Die Leut verderben alles.“

„Kriegt Ihr's wieder mit der Feindseligkeit? Ich hoffte, die hätte sich gebessert.“

Der Steinegger schien mit sich zu kämpfen — endlich platzte er heraus: „Nig für ungut, Hochwürden, aber sie ärgern einen alls z'viel. Was mich selbst angeht, mach'

---

\*) Geruch.

ich mir nig mehr draus — grad für bessere Leut als mich —“

Er stockte. „Geht das mich an?“ fragte Franz. Der Bauer knurrte zuerst: er sei ein alter Kerl und kein raffisches Weib. Nach und nach bekannte er: ja, den Herrn Koprater ginge es an.

„Weil Sie zu gut sind für die Bagasch — gleich von Anfang hab' ich's gesagt. Gar für solches ausgehäimtes Weibsvolk, wie die dicke Trutschel, dem Wirt die Seine. Nehmen S' Ihnen vor der in acht, Hochwürden, das ist eine Satansheg — wen die ins Maul nimmt, gnab' ihm Gott!“

Allmählich begriff Franz. Die Polbi schien ihrem gekränkten Ehrgeiz — was es sonst sein konnte, wollte er nicht denken — dadurch Luft zu machen, daß sie über ihn schalt. Unter welchen Vorwänden, blieb ihm unklar; auch der Steinegger wußte es nicht. Er hatte nur bemerkt, wie die Polbi, da der Frühmesser die Kirche verließ, ihm nachgeschaut und mit einigen Kameradinnen ein eifriges Flüstern angehoben hatte, dessen Inhalt nicht schmeichelhafter Art zu sein schien. Denn die Dirnen hatten die Hände zusammengeschlagen und ganz verhoffte Gesichter gemacht.

„Der Schein trügt,“ sprach Franz verweisend. Lieber wäre ihm gewesen, wenn er von der Sache nichts gewußt hätte. Obwohl die gute Absicht des Steinegger unverkennbar war, konnte er sie ihm nicht aufrichtig danken.

Er nahm ein schweres Herz mit zu Thal. Es war seine erste, wirklich schlimme Erfahrung, und sie schmerzte ihn. Daß jemand, dem er nie Böses gewollt, noch getan, ihm Böses nachsagte, ihn anzuschwärzen suchte. Vielleicht gar bei dem Pfarrer? — dessen neuliche Verstimmung kam ihm zu Sinn. Aber nein, solche Dreistigkeit war kaum denkbar. Und schließlich würde die Polbi sich beruhigen und damit

würde des Dinges ein Ende sein. Der Steinegger in seiner Verbitterung nahm solche Nichtigkeiten zu hoch auf.

Es gab nun einmal Leute, in deren kranker Einbildung die Dinge verkehrte Gestalt annahmen, auch solche, die, von sich selbst schließend, überall das Böse voraussetzten und alles zum Bösen ausdeuteten. Traurig, daß dem so war! — allein die Regel war es nicht. Und wer ein reines Gewissen hatte, brauchte scharfe Zungen nicht zu scheuen.

Er wußte nichts von der Zähigkeit, mit der eine falsche Meinung innerhalb eines bestimmten Kreises sich behaupten kann. —

⊕

⊕

⊕

Borerst verlautete nichts weiter. Dem Pfarrer aber deutete gelegentlich: der Frühmesser werde von den Leuten zurückhaltender begrüßt denn zuvor. Bisweilen auch wurden, wo etwa eine Gruppe von Nachbarn beeinander stand, eifrige halbblaute Gespräche gepflogen, die plötzlich verstummten, wenn einer der geistlichen Herren des Weges kam. Jedoch konnte das eine Zufall, das andre Einbildung sein.

Eines Tages trat der Pfarrer unvermutet in seiner Schwester Stüblein und fand dort eine Besucherin. Die Wachszieher-Dinl war eine der fleißigsten Kirchgängerinnen und nebenbei tat sie eine Art unbezahlten unverlangten Spionendienstes, indem sie jede Äußerung ihrer Ortsgenossen alsbald im Widum berichtete. Etwas Derartiges mußte sie jetzt wieder hergeführt haben — das sah der Pfarrer an der übertriebenen Untertänigkeit und zugleich der selbstzufriedenen Miene, mit denen die Dinl ihn begrüßte. Er sah es auch an der Erregung, die seiner sonst friedfertigen Schwester als fleckige Röte in Stirn und Wangen saß.

„Was hat's gegeben?“ fragte er sie ohne Umschweife.

„Ach nichts!“ stammelte die Fräul'n Viktor, schwankend zwischen dem Wunsche, dem geistlichen Bruder einen Verdruß zu ersparen und dem Drang, ihrer Entrüstung Luft zu machen.

„Ich sag's ja!“ rief schmelzend, mit frommem Augenaufschlag, die Vinl. „So gut wie die Fräul'n Viktor ist! Und recht hat sie: man soll über die Bosheit der Welt den Mantel der christlichen Liebe breiten. Man dürft' sich ja Sünden fürchten, wenn man so eine Schlechtigkeit wiederholt, im Beisein vom hochwürdigen Herrn. Ja, ja, die Welt ist all's zu böß; einmal, han ich Sorge, ermüdet's die himmlische Langmut schon.“

Sobald die Vinl auf dieses Thema geriet, fand sie gewöhnlich kein Ende; der Pfarrer verspürte dann jedesmal, daß seine Langmut nicht ganz so ausdauernd als die des Himmels sei. Deshalb schnitt er ihr die Weiterrede kurz ab, indem er, schärfer als zuvor, sich an beide Frauen wandte: „Also: jezt will ich wissen, was vorgefallen ist?“

„Schlechte Leut gibt's, wie gesagt,“ wiederholte die Vinl. „Und lügen tun sie — über unsern Herrn Frühmesser,“ fügte empört die Viktor hinzu.

„Was lügen sie?“ fragte der Pfarrer die Vinl.

Es kostete keine geringe Mühe, ehe aus dem Hänberingen, den schmerzlichen Augenausschlägen und Ausrufungen der Vinl sich der eigentliche Tatbestand entnehmen ließ. Ein Firmpate der Vinl hatte mit eigenen Ohren gehört, wie des Wirtz Engelbert sich im Wirtshaus auf wahrhaft gotteslästerliche Weise über den hochwürdigen Herrn Frühmesser geäußert hatte. Einen Weiberjäger — sollte man solche Lästerung für möglich halten? — hatte dieser Teufelsbraten den geistlichen Herrn genannt. Er war so weit gegangen, zu behaupten, daß „die Singerei da“, wie er die Einrichtung

des Kirchenchors geringschätzig benamste, nur ein Deckmantel sei, um den Frühmesser mit den jungen Weibern zusammen zu bringen. Der Wäcker-Billi habe er schon ganz den Kopf verdreht — die sehe und höre nichts als ihn; ja, sie wolle nicht heiraten seinethalb! Mit der Polbi hätte er gleichfalls gern etwas angefangen; die aber sei ein Mädel von Charakter und habe nicht gewollt. Und so etwas sei ein Urgerniß, und man brauche sich's nicht gefallen zu lassen; und die Männer und Buben allesamt sollten dawider aufstehen wie ein Mann! „Ganz gewiß, so hat er gesagt, der freche Zugschüppel, der freche! mein Godl hat's selber gehört!“ versicherte die Vinl.

Des Pfarrers Züge hatten sich verfinstert, mehr und mehr. Er wußte in diesem Augenblick nicht, wem er ärger zürnte: dem lästermäuligen Burschen oder der menschenunkundigen Achtlosigkeit seines jungen Amtsbruders.

Ob er sich nun etwas vorzuwerfen hatte oder nicht, — die Schuld des Unheils trug er jedenfalls!

„Ich werde mit dem Wirtsbertl reden,“ sprach er streng. „Inzwischen hoffe ich, daß das Gered nicht weitergetragen wird. Man kann eine Verleumdung auch verbreiten, indem man sie bekämpft.“

„Nicht schnaufen tu' ich davon, zu keinem Menschen,“ verschwor sich die Vinl. Leider wußte der Pfarrer aus Erfahrung, was auf diese Beteuerungen zu geben sei.

Mit unendlichen Ergebenheitsbezeugungen empfahl sich die Vinl. Die Fräulein Viktor gab ihr das Geleit, wobei sie ihr nochmals völlige Verschwiegenheit ans Herz legte. Aber rückkehrend, sagte sie zu dem geistlichen Bruder, der aufgeregten Schrittes die Stube durchmaß: „Das hat die Ratschkathl für gewiß nicht bloß uns erzählt.“

Der Pfarrer seufzte nur. —

Des folgenden Tages ließ er den Wirtsbertl zu sich entbieten, zu einer Stunde, da der Kooperator nicht daheim war. Der Bursche kam und stand vor dem Geistlichen in der strammen Haltung eines, der seine Militärzeit gebient hat, dazu mit herausfordernder Miene, als ob er sagen wollte: „Wag' es einer und trete mir zu nah!“

Der Pfarrer redete ihn an auf das, was er im Wirtshaus gesagt haben sollte. Er tat es in einer Weise, die dem Burschen sein Unrecht zum Bewußtsein bringen sollte. Allein der suchte sich weder auszureden, noch nahm er von dem Gesagten etwas zurück.

„Was ich sag', das mein' ich; und was ich mein', dabei bleib ich. Unrecht ist's freilich, aber nicht das meine.“

„Wohl ist's unrecht, einem Unbescholtenen, und gar einem Geweihten des Herrn, dergleichen nachzureden. Und ohne allen Beweis!“

Da, was den Beweis anlange, lachte der Bursche kedd, so seien Leute genug, die das beflissene Getu des Frühmessers mit den Sängern gesehen hätten, mit der Billi zumal. Der Polbi sei er früher auch freundlich und zutätig gewesen, jetzt aber spinnefeind, weil sie nichts von ihm wissen gewollt. „Und wie kommt's denn nachher, daß die Billi, die ich hätt' heiraten sollen, jetzt mit einmal nimmer mag, just seit sie in der Kirch mitsingt? Wer da dahinter steckt, das kenn' ich schon.“ In des Burschen Stimme gellte der ausbrechende Haß. „Letzthin ist ihr ein Bild aus'm Gebetbuch gefallen; schnell hat sie's aufgeklaut, aber doch haben's etliche gesehen: die Photographie vom Herrn Kooperator ist's gewesen! Schickt sich das auch, daß so eine das Bild von ihrem Seelsorger, einem so jungen zumal, überall umeinandragt?“

Das alles sei noch kein Beweis! versetzte der Pfarrer scharf.

Der Bertl zuckte die Achseln. „Von mir aus soll er mich einklagen bei Gericht, wenn er ein gutes Gewissen hat! Da wird sich's ja ausweisen. Sonst befiehlt der Herr Pfarrer nichts?“

Den Pfarrer deuchte es das Klügste, den Burschen zu entlassen, ehe dessen aufreizende Art ihn zur Hestigkeit hinriß. Aber dafür mußte er mit dem Kooperator sprechen, gleich!

Am Abend wäre die mitleidige Viktor nach dem Nachtmahl für ihr Leben gern in der Stube geblieben, um das Peinvolle, was für den Kooperator nun kommen mußte, ein wenig hinauszuzögern. Jedoch es half ihr nichts: ein ernstlich mahnender Blick des Bruders sandte sie hinaus.

Die beiden Geistlichen saßen einander allein gegenüber. Der Pfarrer betrachtete prüfend das junge Antlitz des andern, das unbefangen und träumerisch vor sich hinsah. Es tat ihm gewissermaßen leid, den offenbar Ahnungslosen zur Erkenntnis einer schlimmen Wahrheit aufzuführen — aber dennoch: es war seine Pflicht!

Gerade weil er sich dazu zwingen mußte, hatte sein Ton eine gewisse Härte, als er begann: „Ich muß leider ein unliebfames Vorkommnis mit Ihnen besprechen.“

Franz Brunn fuhr erschrocken empor. Der Pfarrer berichtete ihm knapp und in der Rück Erinnerung erbittert die Unterredung mit dem Wirtsbertl. Franz hörte schweigend zu, die Augen voll Schreck und hilflosen Kummers, während sein Antlitz sich bis zur Schläfe hinan mit dunkler Röte überzog.

„Also“ — fragte der Pfarrer am Schlusse seines Berichtes — „also, was tun wir jetzt?“

Franz Brunn schwieg noch immer. Er wußte es nicht.

„Sie müssen doch etwas tun,“ wiederholte der Pfarrer schärfer. „Sie können den Schimpf doch nicht sitzen lassen, auf sich und auf dem geistlichen Kleid. Oder — oder sollte?“

Er vollendete den Satz nicht. Denn der Kooperator hatte das Antlitz erhoben und die feucht überquellenden Augen auf ihn gerichtet.

Der Pfarrer ward bewegt von diesem wunden märtyrerhaften Aufblick. Aber zugleich reizte ihn etwas darin: die Wehrlosigkeit! Der Pfarrer war unterm langen Gewande ein Mann aus Bauernblut, kernig und streitbar: er begriff diesen weichen Menschen nicht, auf den das Wort zutraf: wie ein Lamm unter die Wölfe gesandt!

„An der Geschichte mit der Bäderstochter ist demnach nichts?“ fragte er kurz. „Was war's dann mit dem Bild, das Sie ihr geschenkt haben sollen?“

„Das war sehr einfach. Wie die Billi das Solo für die Messe — damals wie der hochwürdigste Herr Abt vom guten Hirten zu Besuch kam! — binnen zwei Tagen gelernt hat, hab' ich in meiner Freude gesagt: ‚Mädel, dafür kriegst du was geschenkt — magst du ein Heiligenbildel?‘ Darauf knickt sie sehr artig und bittet um eine Photographie von mir, und daß ich ihr was drauffschreiben möcht zum Andenken. Ich hatte noch eine in meinem Pult liegen; die nahm ich und schrieb ihr darauf: ‚Lobet den Herrn, ihr Knechte des Herrn! Der fleißigen Chorsängerin zum Andenken Franz Brunn, Kooperator in Obfeld.‘ Sie hat sich mit einem Handkuß bedankt; das war alles!“

Der Pfarrer erwog jedes Wort der ohne Stoden und Hinterhalt vorgebrachten Erzählung. Er hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, zweifelte auch nicht — und doch! Würden die Klatschzungen an diese Verantwortung glauben, wenn er sie verbreitete? Er sah im Geist das freche Lachen des Wirtsbetri.

„Wenn Sie sich also schuldlos fühlen, muß die Frechheit von dem Duden und seiner Schwester Sie doch empören!“

Franz Brunn nickte traurig. „Es trifft mich ins Innerste — da haben Sie recht! Ich bin hierhergekommen mit reinem Willen, ich habe gesucht, mein Bestes zu tun, habe keinem das Geringste in den Weg gelegt. Zum Lohn verleumdten sie mich! Aber was soll ich dagegen tun als das Eine, das dem Gebot unsres Herrn entspricht: weiter unsträflich wandeln und Böses mit Gutem vergelten? Ich weiß sonst nichts.“

Der Pfarrer fürchte die Stirn und sann: „Ich weiß schon noch etwas“ sagte er plötzlich. „Am besten: wir schaffen den Kirchenchor ab.“

„Den Kirchenchor!“ Dem Kooperator erstarb der Schreckenslaut auf den Lippen.

„Jawohl! Es ist früher ohnedem gegangen; es wird auch künftig wieder gehen. Das Chor-singen ist es, das Sie zu den Deuten vom Ort in eine andre als die seelsorgerische Beziehung bringt. Da werden allerlei weltliche Eifersüchteleien, Wünsche und Verstimmungen wach. Damit muß Schluß gemacht werden — dann wird das Gered verstummen und wird Ruh sein wie zuvor!“

Franz Brunn hörte es; eine Art von Verzweiflung befiel ihn. Die Ruhe von Obfeld — ja, die kannte er gut!

Aber das Entsetzen davor gab ihm Kraft zum Widerstand. „Ich fürchte, das wird nicht zutreffen,“ sagte er mit mühsamer Ruhe. „Auch bei nur seelsorgerischer Tätigkeit kann unverschuldete üble Nachrede sich an den Geistlichen hängen — wir wissen zahlreiche Beispiele davon aus der Geschichte der Heiligen. Und wenn Hochwürden mir jetzt das fernere Abhalten des Chorgesangs verbieten, so glaubt jeder Mensch in Obfeld ganz bestimmt, daß wirklich Unziemlichkeiten dabei vorgekommen sind. Damit ist dann mein Ansehen auf immer dahin — und das des geistlichen Kleides schwer geschädigt, was ich Ihnen doch zu bedenken geben möchte.“

Der Pfarrer sah die Nichtigkeit des Einwandes. Er kämpfte mit sich.

„Ich geb Ihnen zu, daß da etwas dran ist. Natürlich darf kein schiefes Licht auf Sie fallen. Aber ganz so weiter gehen kann das Ding doch nicht?“

Da der Jüngere nur die Achseln zuckte, fügte der Pfarrer mit einem ärgerlichen Lachen hinzu: „Wie Sie sich jetzt mit einmal wehren und steifen! Bloß weil an Ihren Kirchenchor gerührt wird! Daß Ihnen der gar so am Herzen liegt.“

„Ja,“ sagte Franz Brunn, „das tut er.“ Er atmete tief. „Das tut er, obschon nicht aus dem Grund, wie die andern meinen. Ich weiß noch genau, wie die Mutter mich das erstemal in eine Kirche mitnahm; ich hörte die Orgel und mehrstimmigen Gesang, ohne daß ich die Ausübenden sah. Da bildete ich mir ein: über der Kirche stünde die Tür des Himmels offen, und geradeßwegß von dort schallten die Töne zu uns herab. So glücklich wie damals bin ich eigentlich später nie mehr gewesen! Unsere Kirche war auch der einzige Ort, wo zu Festzeiten bisweilen Konzerte abgehalten wurden; denn die Stadt, in der wir lebten, besaß kein Konzerthaus. Für mich gab es keinen lieberen Aufenthalt als die Kirche, einmal weil ich fromm war und mich dem großen Gott, den ich ehrfürchtig liebte, samt seinen glänzenden Engeln, nirgendß näher fühlte als dort — dann aber, weil dort so schöne Musik gemacht wurde. Mir erschien Musik wie eine geheimnißvolle überirdische Sprache, durch die Gott zu den Menschen rebete und die ich um jeden Preis zu verstehen trachten wollte. Neben den Arbeiten für die Schule lernte ich eifrig Klavier und auch Geige spielen; ich hätte gern die Nacht zu Hilfe genommen, um meine Aufgaben zu machen, damit mir nur am Tage die Zeit zum Üben blieb. So ging es weiter, bis —“

Er stockte einen Augenblick, ehe er fortfuhr: „Meine Mutter wurde sehr krank. Wir schwebten wochenlang in Angst um ihr Leben. Mein Vater war völlig niedergebroschen, ich aber klammerte mich an Gott. Die Kirche ward für mich die Zuflucht, wo die Angst um meine Mutter mich freiließ; so lange ich dort kniete, hatte ich das Gefühl, in Gottes Nähe geborgen und seiner Barmherzigkeit gewiß zu sein. Damals kam mir wie eine Eingebung der Gedanke: daß ich, wenn Mutter am Leben bliebe, in Zukunft Gott gehören wollte —“

„Sie wurde gesund?“ unterbrach ihn der Pfarrer.

„Ja! Sie wurde gesund, und ich wurde Priester.“

Der Pfarrer sah gedankenvoll auf das wunderliche Menschenexemplar, als das ihm sein Frühmesser erschien. „Am Ende hätten Sie's nicht gesollt,“ fuhr es ihm heraus.

„Warum?“ fragte Franz Brunn, peinlich berührt.

„Nicht, daß ich meine, Sie hätten die Berufsgnade nicht, da sei Gott vor! Aber weil Sie doch eigentlich so eine Mischung sind: halb ein Geistlicher und halb ein Musiker.“

„Ich liebe die Musik, wie ein anderer Mitbruder die schönen Rosen liebt, die er in seinem Garten züchtet oder die Büchersammlung, die er sich anlegt. Mein Leben gehört ganz meiner Berufspflicht; nicht eine Stunde hat meine Wahl mich gereut.“

„Schon recht. Aber lassen Sie sich eins sagen! Unser Beruf ist in vieler Hinsicht ein Opferberuf; grad das ist das Große davon. Mich haben die Meinigen dazu bestimmt; ich hab' mich dreingegeben ohne Kampf, weil ich's nicht anders gewußt hab'. Nur war eins, was mir viel Unruh gemacht hat, nämlich das Schützen- und Jägerblut, das in mir gesteckt ist. Lauter Treffichere, vom Urahn zum Vater herab! Ich selbst — wenn ich das Wild gesehen hab' im Wald, hat das Herz mir hoch geschlagen; und nach jedem Jagdgewehr wie

nach jedem Zimmerstutzen hat mir die Hand gezuckt. Trotz all dem hab' ich mir gesagt: es paßt sich nicht für einen Geistlichen, daß er mit dem Schießprügel und hochgeschürzten Gewand auf dem Anstand steht. Also hab' ich mich bezwungen und kein Gewehr mehr angerührt außer etwa zu einem Ehrenschuß beim Scheibenschießen. Da's Ihnen auch so ernst ist mit Ihrem Beruf und Sie sonst alles dafür hingegeben haben — warum können Sie's mit der Singerei nicht ebenso machen?"

„Aber das ist doch ein ganz andres: etwas, das geradewegs zur Verherrlichung der Kirche dient. Etwas, wovon ich die seelenerhebende Wirkung an mir selbst erfahren habe. In vergangenen Zeiten sind wie viele fromme Geistliche und Ordensbrüder hervorragende Musiker, Maler, Dichter gewesen; niemand hat daran Anstoß genommen.“

„Wohl, das weiß ich. Weiß auch, daß der Kirchengesang eine gottgefällige Sache ist und allenthalben gefördert wird. Aber die Verhältnisse sind nicht überall gleich — und Sie, mit Verlaub, sind noch gar jung. So jung, daß man Ihnen die vollständige Sachlichkeit nicht zutraut.“

Fränz Brunn machte eine Schulterbewegung, die besagte: daran sei er vollends ohne Schuld!

Der Pfarrer war des Redens überdrüssig. „Meinetwegen, Sie sollen recht behalten — zumal es mißdeutet werden kann, wenn das Singen so gach abgeschafft wird. Aber die Billi darf nimmer die Hauptperson sein. Wenn Sie sich auch nichts vorzuwerfen haben, so können Sie noch lang nicht wissen, was so ein junges Mädel denkt. Und das ist schon Argernis genug in diesem Fall.“

Der Kooperator neigte stumm sein Haupt, zum Zeichen des Gehorsams.



Die Bäckerstochter ging über Feld, das lichtbraune Haar mit einem Tuch eingebunden, damit es der Lenzwind, der hier oben ein wenig rauh ging, nicht zerzause. Eine Haube trug sie im Arm und einen mäßigen Sack über der Schulter: sie wollte Kartoffeln legen.

Im Gehen summt sie halbblaut eine Weise vor sich hin, nur um festzustellen, ob sie hell und gut bei Stimme sei. Sie freute sich auf den Samstagabend und die nächste Singprobe.

Plötzlich verstummte sie. Ihr entgegen kam eine schlanke dunkle Gestalt, eine wohlbekannte. Der Frühmesser stand vor ihr.

Er begrüßte sie fremder als sonst. Ihre Freude bei seinem Anblick, ihre respektvolle Vertraulichkeit waren ihm schmerzlich. Sie war die ungewollte Veranlassung dessen, was ihn betroffen hatte; und gleichfalls wider Willen sollte er ihr wehe tun dafür.

Gewaltfam zwang er sich, ihr zu eröffnen, warum er sie suchte. Daß ihr ehemaliger Verlobter ihm, dem Geistlichen, die Schuld gebe: er habe die Zilli dem Verlöbniß abspenstig gemacht. Und sie wisse doch am besten: das sei nicht wahr —

„Freilich nicht,“ bestätigte sie leise.

Aber der Engelbert hänge allerhand häßliche Reden daran. Und ein Priester sollte nicht nur die Tat meiden, sondern auch den Schein. Deshalb —

Der Zilli sanken die Arme schlaff herab. Sie wußte ganz genau, was nun kam. Ihre Ausschließung vom Chor! Von dem, was ihr das Liebste war — ohne ihre Schuld verstoßen!

Die Tränen quollen ihr empor. Durch Tränen sah sie den Geistlichen mit einem Blick an, der alles Flehen ihres Herzens enthielt.

Aus dem Erblassen, aus dem entsetzten bittenden Blick erkannte der Frühmesser, was in ihr vorging. Die Laster-

zungen hatten sich nur getäuscht, soweit es ihn und seine Taten betraf, nicht in Hinsicht des Empfindens der Billi. Das Bäckerkind mit der schönen Stimme hing ihm mehr an als recht war!

Eine Blut schoß ihm in die Wangen. Keine Freudenglut. Eher der heiße Schreck darüber, daß er diese Möglichkeit nicht bedacht und beizeiten abgewendet hatte. Weil es ihm gelungen war, das zu ersticken, was für sie in seinem Herzen keimte, hatte er sich Sieger im Kampf gedünkt und sich für unsträflich gehalten. Nun litt er Scham und Reue, als Priester wie als Mann. „Wehe dem Menschen, durch den Argerniß kommt!“ rief es in ihm.

Er war kein Frauenfreund in dem Sinn, wie es Männer oft sind. Eben im Bewußtsein dieser Stärke oder dieses Mangels hatte er keinen Zweifel genährt, sein Berufsgelübde halten zu können. Und nun war ihm ungewollt geworden, was, wenn er es absichtlich darauf angelegt hätte, die höchste Pflichtvergessenheit gewesen wäre!

Um seinen Schreden, sein Mitleid zu verbergen, sprach er trocken wie nie. Er hoffe doch, daß die Billi nicht etwa aus Eitelkeit so gern beim Chor gewesen sei.

Nein! Ganz sicher nicht! schwor sie engbrüstig.

Also werde sie ihm nicht erschweren, das Rechte zu tun! Das Rechte sei, daß er selbst dem Kirchenchor den Rücken wende, oder sie. — „Ist schon recht,“ sagte die Billi. „Ich komm' nimmer.“

Er lobte ihren Entschluß in ein paar gemessenen Worten und eilte, von ihr wegzukommen. Wie ein Vorwurf erschien ihm ihr Anblick.

Was, um Gotteswillen, war denn so Mißverständliches an ihm? Daß die Billi, gleich allen andern, so unrichtig sein Tun und Denken auslegte! Oder hatte sie gar nichts ausgelegt

und war einfach ihrem Herzen gefolgt? — Er begriff von alledem nichts, er begriff nur, daß er wohl dem Willen nach unschuldig war, der Wirkung nach aber nicht.

Der Steinegger hatte recht behalten: was der Mensch am andern nicht versteht, rechnet er ihm als Fehler. Das widerfuhr ihm jetzt!

Wie zuvor hatte Franz Brunn sich so zerrissen gefühlt — gleichzeitig voll Selbstvorwurf und doch erfüllt vom Bewußtsein einer grausamen Ungerechtigkeit. Wie als Kind, wenn er unverdientermaßen gestraft worden war, sehnte er sich nach einem Engel, der für ihn zeugen oder wenigstens nach einer Brust, an die er trostsuchend sein Haupt lehnen könnte.

Aber die Dorfstraße, die er durchschritt, war leer: um diese Zeit waren die Obfelder nicht auf der Gasse zu treffen. So kam Franz zu dem Hause, da sein krankes Hütchelnkind wohnte.

Vor der Tür saß das Appelle mit den großen Unschuldsgaugen und der durchsichtig blaugeäderten Stirn. Sie lachte ihn zutraulich an und spitzte das Mäulchen, ihm die Hand zu küssen. Dem Frühmesser tat die Unbefangeneheit des Kindes jetzt, wo das Herz ihm so schwer war, unendlich wohl. Er hockte nieder auf der Hausbank, hob die Kleine zu sich empor und herzte sie innig, was das Kind sich gern gefallen ließ.

Er hörte, wie jemand das Kind bei Namen rief; sie selbst hörte es auch und hob ihr Köpflein von des Geißlichen Brust. Unter der Haustür stand ihr Vater; strengen Tones wiederholte er seinen Ruf. Das Dirnlein kroch eilfertig von seinem Sitz herab und trippelte auf ihn zu, der es alsbald bei der Hand nahm und ins Haus hineinzog. Dabei wandte er nur zu flüchtigem Gruß das Haupt gegen den Kooperator. Aber drin im Hausflur hörte der ihn halblaut, doch vernehmlich sagen: „Jetzt fangt er gar noch mit Kindern an!“

Das Herz, so glaubte Franz Brunn, stehe ihm still. Er war außerstande, sich von seinem Fleck zu rühren, geschweige dem Manne nachzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Keinen klaren Gedanken fand er als den: „Nein, das meint er doch nicht — das kann er nicht gemeint haben.“ Dennoch sah er mählich ein, mit unbarmherziger Deutlichkeit: man traute ihm nicht mehr.

Er hatte in der Brust ein sonderbares Gefühl, eng und kurzatmig, wie er es nach großen Anstrengungen schon gehabt. Aber nie so stark und unheimlich wie eben jetzt. Zugleich fauste es vor seinen Ohren, hämmerte in seinen Schläfen. Nun war alles aus! Seine Hand tastete nach dem Türpfosten: er lehnte einige Augenblicke daran, weil der Boden schwankte und schwand. Dann raffte er sich zusammen — fort — die ansteigende Dorfstraße hinauf, ohne Umsehen — in fliegender Hast — bis zum Widum —

Aus dem Widum hervor trat soeben die Fräul'n Viktor, gerüstet zu irgend einem Gang. Erschrocken sah sie den Kooperator mit blassen entstellten Zügen auf sich zuhaften. Noch ehe sie ein Wort hervorbringen konnte, war er bei ihr, strauchelte, so schien es, über die Eingangsstufen und schlug ohnmächtig hin.

⊕

⊕

⊕

Eine Zeitlang lag Franz Brunn schwer krank.

Die gegen ihn waren, hätten es gern als eine Verlegenheitsausflucht bezeichnet. Aber man sah zu oft das Wägelein des Kreisarztes vor dem Widum halten, man hörte von Botengängen zur Apotheke ins Tal — auch Knecht und Magd des Pfarrers bestätigten: ja, der Frühmesser huste Blut.

Die Wachszieher-Vinl, die täglich nachfragte und das

Erfragte an alle Welt weitergab, pflegte mit anklagendem Augenausschlag zu sagen: „Wenn er nur nicht stirbt!“

Aber Franz Brunn starb nicht. Ein paar Wochen stand es an — da konnte er wieder aufrecht sitzen und ein wenig herumgehen. Nur hager war er geworden und hatte seltsam große Augen mit einem verwandelten Blick. Wenn am Haustor die Glocke schrillte, fuhr er zusammen: vor Menschen hatte er Scheu.

Er mußte, daß es unter den Obfeldern solche gab, die aus Bedauern seine Partei nahmen. Der Pfarrer hatte ihn darauf hingewiesen; aber Franz Brunn hatte den Kopf geschüttelt. „Mitleid,“ hatte er gesagt, „ersetzt Vertrauen und Ehrfurcht nicht.“

Darin mußte der Pfarrer ihm recht geben. Ebenso gestand er sich, daß es ein zweischneidiges Ding sei, gegen die Verlästerer des Frühmesseners bei Gericht zu klagen. Selbst wenn Franz Brunn gereinigt daraus hervorging, war eine berartige Verhandlung der Ehre seines Standes nicht förderlich. Er konnte begreifen, daß der Kranke nur den einen Gedanken nährte: „Fort! Fort aus Obfeld!“ Dhnehin trug, neben der doppelten Arbeitslast, die er selbst sich auferlegt hatte, die rauhe Luft, nach Ausspruch des Arztes, an seiner Erkrankung schuld.

So befürwortete und betrieb der Pfarrer, wenschon ungern, seines Kooperators Veretzung. Dabei ertappte er sich bisweilen auf dem ärgerlichen Gedanken: „Wie schön hätte alles gehen können, wäre der Unglücksmann kein Musilnarr gewesen!“ —

Für Franz Brunn fand sich eine unbefetzte Kuratie, in einem weltverlassenen Nest, das aber sonniger lag als Obfeld. Nur bis zu dem Tag, wo sein Nachfolger eintreffen sollte, blieb er noch im Amt. Mit den Ortsleuten mied er jede

überflüssige Berührung, auch nachdem er körperlich genesen erschien. Die Leitung des Kirchenchors hatte während seiner Krankheit der Lehrer Aurel übernommen; Franz nahm sie nicht zurück. Den Wunsch seiner paar Getreuen, ihm zum Abschied noch eins zu singen, wies er, als er davon erfuhr, fast mit Schroffheit ab.

Noch verwunderlicher erschien den Hausgenossen, daß er keine Taste mehr anrührte, bis zum Tag seiner Abreise nicht. „Man könnt' meinen: er hätt' sich so verlobt,“ sprach Fräul'n Viktor zum Bruder. Das Klavier blieb zurück. Wenn im Pfarrhof nicht Platz dafür sei, solle der Lehrer Aurel es nehmen — so hatte Franz Brunn gebeten. Als all seine Habe gepackt war, ging er noch einmal zu dem Instrument, klappte den Dedel auf und strich mit zaghaft losendem Finger über die Tasten. Es war wie ein Abschied von etwas Lebendigem. —

Das also vereinfachte Gepäck bedurfte keines Fuhrmanns, der es fortschaffte. Einem Boten, der ohnedies zur Bahnstation ging, ward der Koffer mitgegeben; das übrige lud der Moys sich auf, der es sich nicht nehmen ließ, den geistlichen Herrn auf dem Abschiedsweg zu geleiten.

Der Pfarrer war bewegt, als er den blassen feinen Menschen entließ. Er hatte selbst nicht gemerkt, daß er ihm so nahe gekommen war. Der gutherzigen Fräul'n Viktor rollten helle Tränen herab. —

Und dann fand Franz Brunn sich wieder auf der holperigen Straße, der zur Seite tief unten das Wasser rauschte. Sonst geht es sich leicht bergab; er aber schritt langsam, schweren Fußes, und tastete häufig. Dann blieb auch der Moys stehen und sah ihn mitleidig an.

Neben tat er nichts, der Moys, bis zu dem Augenblick, wo auch er dem Frühmesser Lebewohl sagen mußte. Da

umfaßte er dessen Rechte mit einem festen Druck. „Hochwürdiger,“ sagte er, „Sie haben viel Guts getan, und die Deut haben Ihnen böß vergolten. Aber es gibt auch rechte Deut, und die vergessen Sie nie, gar nie! Bhüt Ihnen Gott!“

Es war sicher die längste Rede, die der Moys in seinem Leben gehalten hatte. Aber ein anderer redete an diesem Tage noch ausgiebiger: der Steinegger. Der stellte sich, ganz gegen seinen Brauch, des Abends im Wirtshause ein, ließ sich zu trinken geben und maß die Umherstehenden mit herausfordernden Blicken. Bis irgend jemand die Bemerkung hinwarf: nun sei der Frühmesser halt fort!

„Ja, freilich!“ sprach da plötzlich der Steinegger, „ausgetrieben habt's ihn!“

Ehe das Staunen der andern sich in Worten kundgab, polterte er los: „Eine saubere Gesellschaft seid's! Respekt vor euch! Kommt einer, der's allen Menschen gut meint, und will euch sein Bestes schenken — ja wohl! Ihr könnt's in euren dummen Schädeln nicht begreifen und meint's durchaus: er muß ein Dump sein, wie ihr seid. Alles, was ihr nicht versteht, was euch nicht gleicht — auf das geht ihr los, wie ein wütiger Stier aufs rote Gewand. So habt ihr's mir gemacht, so dem Frühmesser. Was, schimpfen möcht's auch noch“ — er hub zu schreien an und hieb mit der Faust auf den Tisch — „und du, sauberer Wirt, möchtest mir 's Maul verbieten? Mit deinem Pazi von Buben und der üppigen Urschl, deiner Dirn? Eine Bagasch seid's übereinander, eine elende Bagasch, daß ihr's wißt. Und wenn eine Gerech —“ Hier ward der Sprecher von vielen Fäusten gepackt und unter Wutgebrüll hinausgeworfen.

Wer wird auch angesichts einer Überzahl so aufrichtig sein?!



## Aus dem Tagebuch des Kuraten Franz Brunn.

Nun bin ich schon drei Monate hier. Der Ort ist gar klein, aber er hat eine hübsche Kirche mit himmelanweisendem gotischem Turm. Auch eine Orgel ist darin — mehr ein Harmonium.

Ich rühre es nicht an. Ich halte, was ich mir gelobt habe.

Die Leute hier sind nicht unfreundlich. Zuerst schienen sie mir zurückhaltender, als einem Seelsorger gegenüber recht ist. Wer weiß, was sie gehört haben von mir! Solcher Argwohn war mir früher fremd. Daß man leiden lernt im Leben, ist gewiß gut. Aber schlimm ist, daß man mißtrauen lernt.

Gleichviel! Wenn sie erst sehen, daß ich für mich selbst nichts mehr begehre, gar nichts — Beim Steinegger ist es mir doch auch geglückt; warum nicht hier, wenn Gott will!

Auch die Hauserin, die mich im übrigen gut versorgt, hat bei aller Untertänigkeit etwas, als sei sie mir zur Hüterin bestellt. Und der Herr Pfarrer, dem ich unterstehe, paßt mir scharf auf den Dienst — das ist ganz unleugbar.

Er ist offensichtlich der Meinung, daß man von mir zum mindesten allerlei Allotria zu gewärtigen habe und hegt den Verdacht: mein Obfelder Pfarrer hätte mit seiner Empfehlung mich nur wegloben wollen.

Mein Obfelder Pfarrer! Jetzt erst sehe ich ein, wieviel Dank ich ihm schulde, dafür daß er mich hat gewähren lassen und nicht irr geworden ist an mir, obwohl ich kein Mensch so recht nach seinem Sinne war!

Wenn ich ihm schreibe, will ich es ihm noch besonders aussprechen. Er und die Fräul'n Viktor, und die Leute am Berg — nach denen verlangt's mich.

Die paar Blechbläser, die in festtäglichen Umgängen mitziehen, sind hier noch schrecklicher als in Odsfeld. Am Fronleichnamstag störten sie jede Andacht; mir bangt schon jetzt auf das Fest Mariä Himmelfahrt. Aber ich sage kein Wort darüber, um den Leuten nicht als ein Besonderer zu erscheinen. Ich bin so froh, daß es aussieht, als gewannen sie Zutrauen zu mir.

Neulich hat ein armes Weib sich im Wald zu mir gesellt und mir ihr Leid geklagt. Sie bringt sich elend durch und hat einen vaterlosen Buben — ein Herr, ein feiner und reicher hat sie, die arme Dienstmagd, verführt und verlassen. Gott wird ihn finden, den Herrn!

Der Bub scheint das herrische Blut zu verspüren, taugt nicht recht zur Bauernarbeit, soll einen anschlägigen Kopf haben.

Die Hauserin hat mir's verraten. Auch daß die Mutter hofft: er könnte auf geistlich studieren. Ja, wenn er den Beruf hat!

Kein Beruf, der mehr der Gnade bedarf als der unsere. Ich meinte gewiß, sie zu haben und irrte doch wohl; denn ich war nicht entsagungsvoll genug. Jetzt büße ich dafür. —

Gestern ist ein Alter bei mir gewesen, dem ich, auf Bitte der Seinen, den unverbesserlichen Gang zum Trunk verweisen sollte. Er greinte wie ein Kind: er könne ja sonst nicht leben, er müsse verdursten! Ich bedeutete ihm: das brauche er nicht; hier und da ein Trunk mit Maß sei ihm ja vergönnt! Das aber deuchte ihm vollends unmöglich. „O mein, Hochwürdiger, mit Maß trinken geht noch viel härter als ganz bleiben lassen.“

So gar unrecht hat er nicht. Ich bin sicher: wenn ich ein paar Tasten griffe oder in Gesangsnoten blätterte, würde die alte Nebenliebe sich mächtig rühren in mir. Das soll nicht sein; drum laß ich es lieber ganz.

Ich will den Pflichtweg schreiten ohne Umschauen, alles meiden, was mich oder andre irrt. Dazu helfe mir Gott! Aber schwer ist es, sehr schwer. Im Traum zumal hab ich es oft mit Musik zu tun. Kürzlich kam es mir vor, wir hätten Gesangsprobe in Obfeld, und mit einmal fehlten alle Stimmen und alles quäkte planlos durcheinander. Ich rang nach Atem — da erwachte ich.

---

Nun wird bald Winter sein.

Die Abende werden jetzt schon lang; und draußen in der Weite hat es gereist. Dann habe ich nur noch den Wald, in dem es an Sturmtagen so herrlich rauscht. Vielleicht frieren auch die Bäche nicht ganz zu; aber minder werden sie gewiß. Das wird mir leid tun, denn ich habe so gern am Ufer gestanden und dem Gurgeln, Plätschern und Brausen zugehört. Wenn es eine Weile währt, hört man deutlich die wundersamsten Harmonieen heraus.

Daß die alte Sehnsucht gar nicht enden will! Sich gar nicht stillen läßt! Es ist wie ein innerliches Hungern; man kämpft dagegen an, aber man hungert doch.

Wenn ich nur wüßte, ob es Sünde ist!

An sich ist es gewiß keine; aber da es andern Schaden zufügen und Argerniß geben kann, so ist es nicht völlig sündlos.

Freilich: die Torheit und Herzenshärte der Menschen trägt mit schuld daran. Aber war ich nicht auch ein Tor, sie nicht vorauszusehen?

Es tut mir nicht gut, die langen Abende zu sitzen und über dem allen zu grübeln. Neulich, aus Furcht vor der Stille daheim, bin ich bis spät außen geblieben und kam durchstoren heim. Seitdem huste ich und habe manchmal ein Stechen im Rücken und der Brust.

---

Ich habe lange nichts eingeschrieben. Ich bin sehr krank gewesen. Jetzt macht es sich so leidlich.

Wir haben hier weniger rauhen Wind als in Obfeld. Aber viel Nebel — der legt sich mir so auf. Soweit ich kann, gehe ich nur unter Mittag aus.

Neulich, als ich bei meinem ersten Ausgang in die Kirche trat, hatte ich ein seltsames Erlebnis. Ein Unsichtbarer spielte Orgel. Ich war so durchschüttelt, daß die Augen sich mir nähten. Dann rief ich hinauf, wer da sei? Erst Stille; dann kam jemand zaghaft herabgeschlichen: eine Knabenhafte Gestalt. Es war der Theodor, der ledige Sohn der armen Magd!

Wer ihn spielen gelehrt habe? — Niemand — er habe es sich so zusammengesucht! Woher habe er dann die Noten? Das eben gespielte Stück? — Da wollte er erst recht nicht mit der Sprache heraus — endlich gestand er: das sei ihm so eingefallen — er wisse selbst nicht wie.

Ein halbes Kind noch! Sechzehn ist er kürzlich geworden — und phantasiert fast wie ein Künstler! Wo hat er es her?

Es dauerte lange, bis ich ihn über stockende abgerissene Antworten hinausbrachte. Offenbar fürchtete er sich. Oder schämte sich.

Ein paar alte Notenblätter fand er in der Sakristei, so scheint es. Er hat sie mir dann gezeigt: auch eine alte Harmonielehre ist dabei. Kein Mensch hat sich je gekümmert darum; dem Buben sind die Hefte sein größter Schatz. Wie er mich ansah, so bettelnd, als ob ich sie ihm nehmen wollte!

Die Sache hat mich aufgeregt. Ich schlafe schlecht seither.

Heute nacht genoss ich ein paar Stunden der Ruhe. Da hatte ich wieder einen Traum. Das Appelle kam mit andern Kindern über eine Wiese gelaufen, rotwangig und frisch, es trug ein weißes Kleidchen und ein Kränzchen im Haar. Ich

freute mich sehr — „Nun ist sie doch gesund geworden,“ dachte ich. Die Kleine sah mich und sprang auf mich zu, das Händchen ausgestreckt wie in früherer Zeit. „Geistlicher Herr,“ sagte sie, „wenn du magst, schenk' ich dir eine Blume.“ Damit hielt sie mir das Köpflein hin samt dem Kranz. Ich griff eine Blume heraus — da bemerkte ich, daß es lauter strohige runde Dinger waren, wie man sie in Totenkränze slicht. — Der Traum hat mich sehr traurig gemacht. Mein Appele, du armes, wo magst du sein?!

---

Ich habe nach Döfeld geschrieben. Ehe mein Brief dort sein konnte, kam ein Schreiben des Pfarrers an mich. Es ist so: das Appele ist gestorben. Es hat noch viel von mir geredet, mit dem Eigensinn der Kranken nach mir gerufen — und ich war nicht da! Requiescat in pace!

---

Der Himmel nimmt und gibt. Es hat den Anschein, als wolle der Theodor mir das Appele ersetzen.

Seit ich sein Geheimnis weiß, geht der Bub mit nach. Er errät, wie gut ich ihn verstehe. Schlichtern hat er mir das Ansinnen gestellt, ich soll ihm Musikstunden geben — wenn er ein Mann ist, will er mich zahlen dafür!

Nein, das tue ich nicht. Nicht bloß, weil ich's verredet habe ein- für allemal. Sondern der Bub braucht eine bessere Zucht.

Aber freilich: wo er die hier finden soll? Der Theo hätte anderwärts geboren werden müssen!

---

Wieder ein paar Wochen Husten und Fieber. Die Zeit der Schneeschmelze war mir immer feind. Diesmal jedoch ging es mir besonders schlecht.

Der Bub, der Theo, hat oft nachgefragt. Wie er sich anflammt an mich!

Daß ich's gestehe: um seinetwillen hab' ich vor dem Sterben Angst gehabt. Denn wenn ich fort bin, wer nimmt sich dann seiner an?!

Aber nicht so, daß er nur mir gehört und mir ans Herz wächst! Ich will nichts mehr für mich — nie mehr! Und was würde auch aus ihm hier in der Abgeschiedenheit!

Auf meinem Bett, in fiebrigen Nächten hab' ich mir's überlegt, wie ich es am besten mache mit ihm! Ich will dem Herrn Abt zum guten Hirten schreiben. Der ist gütig genug, ihn bei sich aufzunehmen, wenn er es der Mühe wert hält. Und ich hege den festen Glauben: es wird ihm der Mühe wert sein. Der Bub ist selten begabt. Was braucht es, bis einer so ganz aus sich allein, mit den geringsten Hilfsmitteln, die Anfangsgründe einer Kunst überwindet, sich mühselig zusammenstoppelt, was er bedarf! Das tut nur, wer das Wichtigste schon in sich trägt.

Der Herr Abt hat mich ehemals eingeladen, ihn aufzusuchen. Ich will ihm alles schreiben, wie es mir ergangen ist und ihn bitten, daß ich den Theo bringen darf.

Der Mutter wird es schon recht sein — die ist froh, wenn sie den Buben nur von der Schüssel hat.

Ob ich Urlaub bekommen werde? Gelegt: der Herr Abt sagt mir zu, so müßten wir uns gleich aufmachen — und zwei Tage nimmt die Reise mindestens. Ich muß jedenfalls vorher eine Weile gesund sein und meine Pflichten ganz erfüllen können. Neulich ließ mein Herr Pfarrer mich merken, daß es sich nicht gut zusammen schickt: ein von der Mutterpfarrkirche so unbequem abgelegener Weltwinkel und ein Seelsorger dazu, der immer kränkelt. Recht hat er eigentlich schon. Bloß daß ich nicht dafür kann!

Ich habe geschrieen. Es geht mir sehr wechselnd, aber ich gebe nicht nach. Jetzt will ich aufrecht bleiben — ich will.

— — — — —

Die Antwort ist da: wir sollen kommen! Und ich habe Urlaub! Die Augen, die der Bub gemacht hat, wie ich es ihm sagte! Erst schwieg er, ganz erstarrt — dann tat er einen Jubelschrei, wie ein Gefangener, den man frei läßt!

Meine Hand zittert, aber vor Dank und Freude. Morgen reisen wir!

⊕

⊕

⊕

An die Pforte des Klosters zum guten Hirten pochten zwei Wanderer: ein ganz Junger und einer, der auch noch jung war; aber auf seinem Haar lag schon der erste Keif.

Als der Abt Franz Brunn vor sich sah, erschrak er im Innersten. Der vielweise, weltkundige Mann war erfahren in Menschengesichtern; er las auf diesem eine ernste Schrift.

Franz hätte des Abtes Aufmerksamkeit vor allem auf seinen Schübling lenken wollen. Aber zunächst fand nur er Beachtung.

„Sie sind sehr krank gewesen? Vielmehr: Sie sind es noch! Wir lassen Sie nicht wieder fort; Sie müssen sich auspflegen bei uns.“

Franz Brunn erklärte das bescheiden für unmöglich. Aber im Wesen des Abtes trat die Herrschgewohnheit zu Tage.

„Ich werde das mit Ihren Oberen ordnen; allenfalls kann einer unserer Patres Sie vertreten. Sie scheinen selbst nicht zu wissen, wie Sie der Erholung bedürftig sind.“

„Ich habe aufgehört, an mich selbst zu denken,“ versetzte Franz einfach.

Aber er ward gezwungen dazu. In der ersten Nacht unter dem gastlichen Dache zeigte die Folge der Reiseanstrengungen

sich durch einen heftigen Fieberanfall. So schlimm, daß er am Morgen nicht aufstehen konnte. Sein junger Gefährte, der diese erste Reise zuvor wie das Erleben eines Wunders genossen hatte, geriet vor Angst und Mitleid außer sich.

Der Abt jedoch sprach nun wirklich ein Nachtwort. Und Franz Brunn blieb.



Eine geruhige heitere Stimmung webte im Hause. Hier ward allerdings dem Herrn in Fröhlichkeit gedient. Das Kloster war berühmt als Erziehungsanstalt; durch die geistliche Zucht nur obenhin gedämpft, regte sich auf alle Weise der Böglinge knabenhafter Lebensmut.

Die Scheu vor Menschen, die sich in Franz Brunns Wesen eingenistet hatte, wich der freundlichen Umgebung nicht so gleich. Er mußte oft das Zimmer und gar das Bett hüten — so kam er auch selten zu den Musikübungen, die ein Teil der Böglinge veranstaltete. Das erste Mal, als er sich dazu bereben ließ, riß so stark an seinem Innern, daß er am Abend hohes Fieber hatte.

Dennoch wiederholte er den Versuch, schon aus dankbarer Höflichkeit gegen den Abt, der von der Musikpflege seines Hauses mit lächelnder Offenheit sagte: sie sei „sein Stedenpferd“.

„Mit seinem Amt verträgt es sich,“ dachte Franz Brunn.

Im übrigen segnete er des Abtes Stedenpferd. Denn der geistliche Kunstfreund hatte den jungen Dorfbuben, den Franz Brunn ihm zugeführt, gründlich vorgenommen und war überrascht gewesen. Sowohl von dem, was der Junge, etwas zaghaft, ihm vorspielte als von dem ganzen Bildungsgang dieses halb kindlichen Autodidakten, der keinen Führer gehabt hatte als seine Sehnsucht. Nun er in eine richtige

Unterweisung und sachkundige Umgebung gekommen war, zeigte sich erst, wie stark seine Begabung war, wie leicht und sicher er vorwärts schritt. „Der wird Musiker! und ein tüchtiger!“ sagte wohlgefällig der Abt. Franz Brunn aber sah seinen letzten persönlichen Wunsch erfüllt.

Der Junge wußte, wem er sein Glück verdankte, und tat dem Kranken, was er ihm an den Augen ablesen konnte. Daß er ihn zwischenein vergaß, weil der Drang des Lernens und Vorwärtstrebens ihn völlig dahinnahm, verdroß Franz Brunn keineswegs — im Gegenteil! „Selig, wer eins ist in sich!“ dachte er.

Es ging rasch abwärts mit ihm. Doch ward er sich dessen nicht bewußt, sondern glaubte, durch den Frieden ringsum ermutigt und erheitert, an Genesung und künftiges Wirken. Er empfing die Sakramente, mehr aus andächtigem Verlangen, als weil er das Herannahen des Endes ahnte. Die Kindlichkeit seiner Gemütsart offenbarte sich aufs neue darin, daß er so leicht sich täuschte und zu täuschen war.

Ganz unerwartet erhielt er Besuch — aus Obfeld. Den Lehrer Aurel und den Mohn! Der Mohn, da sie an das Krankenbett geführt wurden, erschrak so, daß er des Lehrers Arm umklammerte. Doch keiner von beiden verriet etwas, zumal Franz Brunn durch die Erregung des Wiedersehens sich belebte und kräftiger erschien. Nach allem fragte er, achtete der Mühsal des Sprechens kaum. Wie ging es in Obfeld?

Die Männer mochten vor ihm nicht gern vom Sterben reden; aber sie konnten doch nicht verschweigen, daß der Steinegger das Zeitliche gesegnet hatte. Auf der Bank vor seinem Häuschen hatte man ihn gefunden, vom Schlag geführt, und an der Seite seiner Anka war er bestattet. Es war beinahe der einzige Tote seit dem Hinscheiden des Appele; denn

die Obfelder waren ein zählebiger Schlag. Etwas fiel Franz Brunn auf: daß der Mloys leichter und freier im Reden geworden war, denn zuvor. Nun bestellte er ihm auch die Menge der Grüße, die er zu entrichten hatte: vom Herrn Pfarrer und der Fräul'n Viktor, von den Eltern und Geschwistern auf dem Berg — „alle fidel und pumperlgesund!“ — ja und dann von der Billi!

Dabei kam es heraus, daß die Billi sein Weib geworden war. „Sie wär' auch gern mitgekommen, aber —“

Franz Brunn lächelte. Er konnte sich denken, aus welchem Grunde ein junges Weib die Reisebeschwer scheuen muß. Nun war auch dieser eine Vorwurf aus seinem Leben getilgt. „Gott soll euch beide segnen!“ sprach er. „Mit einem leibhaftigen Hausenglein!“

„Ein Franzele muß es werden,“ behauptete der Mloys, „gleichviel, ob Bub oder Mädel!“ Dann rückte er heraus mit dem, was sie eigentlich hergeführt hatte: gar zu gern möchten sie, daß ihr Herr Kopratler zurückkehrte nach Obfeld. Als Franz vor dem Wort erschrak, berichteten der Aurel und der Mloys abwechselnd, was alles dort inzwischen geschehen war.

Der Wirt war auf die Gant gekommen; seines Sohnes kostspielige Lumpereien trugen schuld daran. Die Polbi aber habe viel zu leiden an allerhand Zufällen und Sichten, in denen sie gar nicht mehr wisse, wo sie sei. Nachher schreie und weine sie oft erbärmlich und ächze darüber, eine wie große Sünderin sie immer gewesen; und alles sei Gottes Strafe dafür. „Das meint auch jeder, der sie sieht und hört, und man kann sich's schon denken, wie sie seinerzeit auf den Herrn Kopratler gelogen hat. Der Herr Kreisarzt, der sie behandelt, sagt: der hätt' man zuerst nichts glauben dürfen.“

„Ich trag' ihr nichts nach,“ sprach Franz. „Sie ist ein armes Geschöpf.“ Ablenkend fragte er nach dem Kirchenchor.

Der Moys deutete auf den Aurel. „Den halt' der Herr Lehrer zusammen.“

„Ich hab' mich bemüht, in Ihren Fußstapfen zu wandeln,“ bestätigte Aurel schlicht. „Es würd' ihn auch niemand mehr missen mögen.“

Aber der Moys kehrte zu seiner vorigen Rede zurück: der geistliche Herr müsse selbst wiederkommen. Der Herr Pfarrer werde hübsch alt, und vor einem Fremden sei ihnen allen angst —

Der Kranke wandte sich unruhig hin und her; rote Flecke brannten ihm auf Wangen und Stirn. „Nicht davon sprechen — nicht jetzt! Ich bin noch nicht gesund genug.“

Um ihn nicht aufzuregen, gehorchten sie. Aufgeschoben sei nicht aufgehoben! war ihre Meinung. —

Bis der Abt die Gäste zu sich entbot und ihnen eine trübe Kunde mittheilte. Eine Kunde, die der Klosterarzt ihm eröffnet hatte —

Da wußten sie: bald werde Franz Brunn genesen sein, aber anders, als sie gedacht.



Der junge Klosterschüler Theodor, da er vom Kommen der beiden Männer vernommen hatte, trat den Abt an mit einer Bitte. Er hatte einen vierstimmigen Gesang erdacht und gesetzt, auf den Text: „Lobet den Herrn, ihr Knechte des Herrn.“ Und er bedurfte zweier tiefer Stimmen dazu, wenn er das Stück zur Probe singen ließe. Das aber wollte er gar so gern, solange Franz Brunn es noch hören könnte.

Die Gäste, die der Abt zu bleiben eingeladen hatte, waren gern bereit.



Franz Brunn lag auf seinem Lager in dem Dämmerzustand, der der Auflösung oft vorangeht. Unklare Bilder des vergangenen Lebens tauchten empor, so fern, als beträfen sie das eines Fremden anstatt des seinigen. Seine geschlossenen Augen sahen inmitten des Dunkels, das sich mehr und mehr auf ihn herabsenkte, einen lichten Punkt, der sonnenhaft wuchs — das Licht, dem seine müde Seele sich entgegenlehnte.

Die Thür des Nebenzimmers war nur angelehnt. Dahinter schauten die beiden Knaben, welche die Oberstimmen singen sollten, vorsichtig und mitfühlend herein. Der Aurel hatte nasse Augen; aber er widersprach der Besorgnis, die der Moys äußerte: das Singen möchte den Kranken zu sehr aufregen. „Ich bin gewiß: es macht ihm Freud.“

Und sie huben an, ein wenig gedämpft, aber klar und vernehmlich: „Laudate Dominum!“

Durch den Körper des hingestreckten Mannes ging ein leises Zittern, eine Anspannung. Was ist das doch? Der Himmel, der zu mir kommt? Er schlug die Augen auf, sein Bewußtsein strebte, den umhüllenden Schleier zu durchbrechen. Langsam richtete er sich empor, sah die bekannten Gesichter und verstand. Er verstand, daß es eine zarte Huldigung war, die treugesinnte Menschen ihm darbrachten. Und daraus, daß sie eben diese Form gewählt hatten, sah er auch: er habe das Bedürfnis nach Wohlklang in ihre Seelen gepflanzt. Ein unfäglich lindes Gefühl überkam ihn; der große Einklang war da, und alles, was sich belämpft hatte, verschmolz darin.

Singegeben lauscht er dem Biergesang, den die Knaben- und Männerstimmen fast fehlerlos aufrecht erhalten: „Lobet den Herrn, ihr Knechte des Herrn, lobet ihn in euren Häusern“ —

Über das hagere Antlitz des Sterbenden geht ein heller Schein. Um die Lippen mit den tiefgegrabenen Linien der Mundwinkel bilbet sich etwas wie ein Lächeln —

„Laudate Dominum!“ will er sagen, hört es aber selbst nicht — denn plötzlich weiß er nichts mehr. Jäh sinkt er zurück.

Drinne verstummt der Gesang; die Männer springen hinzu —

Am Abend desselben Tages ist Franz Brunn, der Kooperator, zur ewigen Ruhe eingegangen.



Er hinterließ nicht viel auf dieser Welt. Außer dem, was er zu Seelmessen für sich bestimmt hatte, war das meiste der Gemeinde Döfeld vermacht, zur Anschaffung oder wenigstens als Beisteuer zu einer schönen Orgel in die Döfelder Kirche.

Die Orgel wurde gestiftet: ein Meisterwerk eines geschickten Orgelbauers, mit einer vox humana, einer Menschenstimme, darin. Es gibt Leute in Döfeld, die bei dem rührend wehmütvollen Klang dieser Stimme sich nicht nehmen lassen zu behaupten: die Seele des verstorbenen Frühmessers töne daraus.

E n d e

In Engelhorns Romanbibliothek  
sind ferner erschienen

von

## Helene Raff

Das junge Geschlecht. (XXXI. 20)

Der Nebelreiter. (XXVIII. 24)

Naturgewalten. (XXVI. 8)

Zu haben in allen Buchhandlungen  
und auf Bahnhöfen

Im Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart  
erschienen folgende vorzügliche

## Romane in feinen Geschenkbanden

**Ida Boy-Ed**

Nichts über Mich! 4. Tausend . 5 Mark

**Harry Brachvogel**

Die Könige und die Kärntner . 5 Mark  
5. Tausend

**Paul Oskar Höcker**

Der ungekrönte König. 6. Tausend 5 Mark

— „ — Musikstudenten. 4. Tausend . 5 Mark

**Johannes Höffner**

O du Helmschlur! . . . . 4 M. 50 Pf.

**Dffip Schubin**

Im gewohnten Geleis . . . . 7 Mark

**Richard Stowronnek**

Schweigen im Walde. 7. Tausend 5 Mark

— „ — Armer Henner. 7. Tausend . 5 Mark

— „ — Das bißchen Erde. 8. Tausend 5 Mark

**Richard Voß**

Zwei Menschen. 32. Tausend . 6 Mark

— „ — Ägyptische Geschichten

Zwei Bände in Schutzkarton 6 M. 50 Pf.  
5. Tausend

Zu haben in allen Buchhandlungen

Im Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart  
erschienen folgende vorzügliche

## Romane in feinen Geschenkbänden

**Richard Voss**

- |  |        |
|--|--------|
| Parsifal in Monte Carlo . . . . .  | 4 Mark |
| 5. Tausend   |        |
| — „ — Rundry. Die Geschichte einer<br>Leidenschaft. 8. Tausend . . . . . | 4 Mark |
| — „ — Das große Wunder. 9. Tausend                                       | 5 Mark |
| — „ — Brutus, auch Du! 11. Tausend                                       | 6 Mark |

**Mrs. Humphry Ward**

- |                            |        |
|----------------------------|--------|
| Der Fall Meynell . . . . . | 5 Mark |
|----------------------------|--------|

**Robert Wehrlin**

- |                         |        |
|-------------------------|--------|
| Der Fabrikant . . . . . | 5 Mark |
|-------------------------|--------|

**Fedor v. Zobeltig**

- |                               |        |
|-------------------------------|--------|
| Meertag. 6. Tausend . . . . . | 6 Mark |
|-------------------------------|--------|

**Hanns v. Zobeltig**

- |                                      |        |
|--------------------------------------|--------|
| Die Prinzessin aus Java. 8. Tauf.    | 5 Mark |
| — „ — Der Herr im Hause. 6. Tausend  | 5 Mark |
| — „ — Die herbe Gräfin. 7. Tausend   | 5 Mark |
| — „ — Die Fürstin-Witwe. 12. Tausend | 5 Mark |

Zu haben in allen Buchhandlungen

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

# Die Liebhaberausgabe

von

## Engelhorns Romanbibliothek

bringt eine Auslese der besten und beliebtesten Romane unserer Sammlung und eignet sich ihrer entzückenden Ausstattung und ihres billigen Preises wegen ganz hervorragend zu Geschenken. Die Bände sind sowohl in modernem Künstlerleinen in kräftigen Farben, als in schmieglamem Ganzleder zu haben, beide Ausgaben mit Künstlerzeichnung und Titel in Schtgold.

Bisher erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

	in Künstlerlein.	in Ganzled.
Boy-Ed, Darby von Arnbergs Weibensgang . . .	M. 2.40	M. 4.—
Brachvogel, Das Herz im Süden . . . . .	" 2.40	" 4.—
Croker, Die häßliche Miß Reville . . . . .	" 2.40	" 4.—
v. Gageru-Rospoth (Gräfin Frau), Der Roman einer Hofdame . . . . .	" 2.40	" 4.—
v. Kohlenegg, Die schöne Melusine . . . . .	" 2.40	" 4.—
v. Kohlenegg, Die Viehgang-Mädchen . . . . .	" 2.40	" 4.—
Dhnet, Der Hüttenbesitzer . . . . .	" 2.40	" 4.—
Schabin, Die Helmkehr . . . . .	" 2.40	" 4.—
Schulte vom Brühl, Das Jahr des Irrtums . . . . .	" 2.40	" 4.—
Stowronnel, Der rote Kerfien . . . . .	" 2.40	" 4.—
Stegemann, Der Schläfer von Sulz . . . . .	" 2.40	" 4.—
Strag, Die Faust des Riesen . . . . .	" 2.40	" 4.—
Vof, Neues italienisches Novellenbuch . . . . .	" 2.40	" 4.—
Vof, Villa Falconieri . . . . .	" 2.40	" 4.—
v. Wolzogen, Der Kraft-Mayr . . . . .	" 2.40	" 4.—
Fedor v. Zobelkig, Das Heiratsjahr . . . . .	" 2.40	" 4.—
Fedor v. Zobelkig, Eva, wo bist du? . . . . .	" 2.40	" 4.—
Böhlau, Ratsmadel- u. Altweltmarische Geschichten . . . . .	" 1.50	" 3.—
Barnett, Der kleine Vorb . . . . .	" 1.50	" 3.—
v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch . . . . .	" 1.50	" 3.—
Harraden, Schiffe, die nichts sich begegnen . . . . .	" 1.50	" 3.—
Heise, Marienkind . . . . .	" 1.50	" 3.—
Sid, Der heilige Ehestand . . . . .	" 1.50	" 3.—
Willinger, Schwarzwaldbeschichten . . . . .	" 1.50	" 3.—
Vof, Die Herzogin von Plaisance . . . . .	" 1.50	" 3.—
G. v. Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz . . . . .	" 1.50	" 3.—
Hanns v. Zobelkig, Du mußt mir glauben! . . . . .	" 1.50	" 3.—

Die Sammlung wird fortgesetzt

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

---

## Von England festgehalten

Von Professor Dr. Albrecht Penck

11.—15. Tausend

Geheftet M. 1.20

Es hat einen großen Reiz, einen bekannten Gelehrten auch einmal über nichtwissenschaftliche Dinge reden zu hören. Dem Verlag ist es deshalb eine besondere Freude, dieses Reise- und Kriegsbuch Albrecht Pencks, des großen Geographen, herauszugeben. Das Buch ist eine von einem feinen Geist gebotene köstliche Gabe; Aktualität des Inhalts vereinigt sich mit glänzender Darstellung.

---

## Cap Trafalgar Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende

Von Fedor von Zobeltig

9. Tausend

Mit zahlreichen Abbildungen. Fein geheftet M. 2.—

„Cap Trafalgar“ war der erste deutsche Hilfskreuzer, der nach heldenhaftem Kampfe gegen englische Übermacht zugrunde ging. Der Verfasser, der unmittelbarer Zeuge des jubelnden Empfangs sein konnte, mit dem Prinz und Prinzessin Heinrich im Frühjahr 1914 in Brasilien, Argentinien und Chile begrüßt wurden, schildert diese Triumphfahrt in der ihm eigenen reizvollen Weise in einer Reihe farbenglühender Bilder — und deckt zugleich an der Hand authentischer Berichte aus den Tagen nach Beginn des Weltkriegs ein pikantes Gegenpiel auf, das das Verhalten der panamerikanischen Staaten in seltsamer Weise widerspiegelt. Alles in allem: Ein Buch zur Zeitgeschichte, prachtvoll in seinen rein unterhaltenden Partien, zugleich ein Kulturdokument, ein Denkmal für unsre Handels- schiffahrt, ein ehrendes Zeugnis für unsre Marine!

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

# Die Elektrizität und ihre Anwendungen

Von Dr. L. Graetz,

Professor an der Universität München

:: Mit 687 Abbildungen ::

17. Auflage (77.—86. Tausend)

In Leinwand gebunden 9 Mark

Professor Dr. Kübler, Dresden

schreibt über das Buch in „Z. u. S. Z.“:

„Wenn mich jemand fragte, welches Buch ich ihm für maßlose, d. h. leichtverständliche Einführung in das weite Gebiet der physikalischen Grundlagen der Elektrotechnik, das ist der Anwendungen der Elektrizität, empfehlen könnte, so würde ich, ohne mich einen Augenblick zu bekümmern, aus vollster Überzeugung sagen: Den Graetz.“

Es gibt nur einen „Graetz“, es gibt auf dem Gebiete nichts Besseres und es dürfte auch nicht ganz leicht sein, etwas Besseres zu schaffen...“

.....

## Kurzer Abriss der Elektrizität

Von Dr. L. Graetz,

Professor an der Universität München

:: Mit 172 Abbildungen ::

Achte vermehrte Auflage (36.—40. Tausend)

In Leinwand gebunden 3 Mark 50 Pfennig

Dinglers polytechnisches Journal:

Unterstützt von zahlreichen guten Abbildungen und einer allen Anforderungen Rechnung tragenden Ausstattung, ist dieses Werk als einer der besten Beiträge auf dem Gebiete der populären elektrotechnischen Literatur zu bezeichnen. A. P.

Zeitschrift für Electrochemie:

Graetz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller auf dem Gebiete der elementaren Darstellung über Elektrizität. Keiner kennt kein besseres Buch für den ersten Anfang elektrischer Studien. Der Anfänger, der begonnen hat, es zu lesen, wird es auch durchlesen. G. D.

Zu haben in allen Buchhandlungen

**16. Die Geschichte von Herrn Steinhauers Uhr.** Von Max Dürr.

Ein feiner Kriminalroman, der den englischen und amerikanischen Erzeugnissen dieser Gattung an Spannungszreiz nicht im geringsten nachsteht, aber mit seinem behaglichen Humor echt deutsch ist. Das Buch wird vielen willkommen sein, die Erholung der Nerven und Ablenkung von schweren Gedanken suchen.

**17/18. Das Allerheiligste.** Von S. König. Aus dem Amerikanischen.

Neben der spannenden Handlung und dem haarscharf geschliffenen Dialog interessiert in diesem Roman hauptsächlich die vortreffliche Zeichnung der Verhältnisse und Vorurteile in der heutigen französischen und amerikanischen Gesellschaft.

**19. Die Wolfsjägerin.** Von Marianne Mewis.

In Frau Lilith und dem Oberförster spiegelt sich der Gegensatz zwischen ostpreussischer und niederländischer Wesensart. Die berühmten schönen Wälder des Ostens bilden den stimmungsvollen Rahmen für eine spannende Ehe- und Wilddiebsgeschichte. Und einer echten Liebe gelingt es, die Gegensätze zu verschmelzen zu reiner schadenfreier Menschlichkeit.

**20. Das junge Geschlecht.** Von Helene Raff.

Die vier Erzählungen dieses Bandes handeln sämtlich von dem, was alle Gemüter bewegt und in Spannung hält: vom großen Krieg. Nicht von den Schlachten und Siegen draußen im Feld, sondern von dem Leiden und Streiten der Dabeingeblichenen oder Heimgekehrten. Wie viel es auch in der Deimat zu kämpfen und zu siegen galt, in wie vielfältiger Gestalt während dieses einen Jahres das Schicksal an Türen und Herzen gepocht hat, das

zieht an uns in künstlerischer Verklärung vorbei.

**21/22. Die Könige und die Kärner.** Von Carry Brachvogel.

Ein egoistischer, willensstarker Halb- bauer und ein großzügiger, phantastischer Kapitalist treten in diesem Buche einander als unveröhnliche Gegner gegenüber. Wie sie miteinander gegen oder für den Fortschritt streiten, wie ihr erbitterter Kampf weite Ringe zieht, wie trotz der scheinbaren Niederlage der Geist über den Besitz siegt — das bildet den Inhalt dieses packenden Wertes, in dem Carry Brachvogel sich in die erste Reihe unsrer Großen stellt.

**23. Das verborgene Land.** Von Erik Hansen. Aus dem Dänischen.

Eine überaus spannende und phantastische Abenteuergeschichte, die gerade jetzt, wo Rußland und Sibirien im Mittelpunkt des Interesses stehen, großen Erfolg haben wird.

**24. Die Spionin.** Von Adolf Gerstmann.

Ein Bild aus der jüngst von uns allen durchlebten Zeit — überaus spannend in der Handlung, klar und anschaulich in der Zeichnung der Gestalten, vom Anfang bis zum Schluß den Leser fesselnd — so spiegelt sich hier im Rahmen eines Romans die Zustände im deutsch-französischen Grenzgebiet, wie sie in langer geeigneter Friedenszeit sich gestaltet haben, bis zum Auslobern des gewaltigen Völkerringens.

**25/26. Feine Fäden.** Von E. Balmer und W. M. Harg. Aus dem Amerikan.

Ja wirklich, seine Fäden sind hier gesponnen, der Detektivroman ist von einer vollständig neuen und originellen Seite angepackt. Der Detektiv ist nicht mehr der Kriminalbeamte, sondern der hochgebildete Akademiker, dem nicht Ergründung von Schuld und Unschuld an sich der Hauptzweck ist, sondern die Lösung tiefter psychologischer Fragen.

## Zweihunddreißigster Jahrgang

**1/2. Flint und Genossen.** Von Wilhelm Poed.

Wer Seebrise und deutsche Jan- maaten liebt, die abenteuerliche Fahrt eines beim Kriegsausbruch von einem englischen Kreuzer gejagten deutschen Fünfmasters zu verholten Lust hat, im Fluge den Panamakanal bereisen und sich mit deutschen Marinern durch die englische Mittelmeerperrre bis nach Genua zurückmogeln will, lese diesen Roman. Er ist flott und amüsant geschrieben, aber aus den humoristi-

schen Augen der Darstellung blickt der tiefe Ernst der heutigen Zeit.

**3. Ich hatt' einen Kameraden.** Von Gustav Schröder.

Einer von den vielen Ostpreußen- Romanen, aber einer, über den man nicht hinwegsehen kann; denn was aus Ostpreußens Nöten erzählt wird, das sind Tatsachen. Und mitten in des Landes Ringen ehrliche, ringende Menschen, hinaufgerissen über sich selbst, zur Selbsterlösung, zu sieghaftem Heldentum und Menschentum.

32101 069152252

4. Unter russischen.  
Von Hilma Pylkkänen.  
Aus dem Finnischen.

Welches Unglück es für ein Land sein kann, wenn dessen Bewohner verschiedenen Rassen entstammen und unter sich uneinig sind, das sehen wir an Finnlands traurigem Los. Wir verfolgen die Schicksale dieses durch die Kompromisspolitik seines Führers irrefeleiterten Volkes von dem Tage seiner Unterdrückung bis zu seiner endlichen Befreiung vom russischen Joch voll Spannung und Teilnahme.

56. Die herbe Gräfin.  
Von Hanns von Zobeltitz.

Hanns von Zobeltitz bewährt sich in diesem Roman aufs neue als der glänzende Schilderer der Kreise des deutschen Adels. Er ist überall zu Hause, im Zollernschloß an der Spree so gut wie auf den Sandtügen der Aristokratie und in den eleganten Karawansereien der modernen Großstädte. Aber gerade in diesem Roman wird diese Schilderungskunst weitaus durch die feinsinnige und doch scharf zupackende Ausgestaltung der Charaktere überragt. Vor allem ist „Die herbe Gräfin“ selbst eine Gestalt voller Eigenart und Herzenswärme; wie sie aus glücklicher Jugend in Leid und Not gerät, wie sie dann aus Not und Leid zu neuem Glück heranreift, wie ihr hartes Herz wieder weich und gut wird: das ist ergreifend, mit dichterischer Kraft geschildert.

7. Lachen unter Tränen.  
Von Edna Ferber.  
Aus dem Amerikanischen.

Die lebendige Schreibweise und tiefe Menschenkenntnis, sowie der Humor der in Deutschland bisher wenig bekannten amerikanischen Schriftstellerin fesseln den Leser von der ersten Seite des Romans bis zur letzten. Einen besonderen Reiz des Buches bildet die überall durchblickende Anerkennung und Würdigung deutschen Wesens.

8. Die Hölle. Von Nanny Lambrecht.

„Die Hölle“ nennt man in Belgien das Gebiet um Vüttrich, wo die bleichen düstern Mineure, jene gewalttätigen Gestalten aus der „Hölle“ sich dem deutschen Meer entgegenstellen. Nanny Lambrecht, die zum erstenmal die Wallonie in die Literatur eingeführt hat, ist verschiedenes Male auf dem belgischen Kampfplatz eingefahren. Was sie dort bis Frankreich hin erlebt, erichant und erfahren, durchpulst temperamentvoll und in jagenden Geschehnissen diese höchst eigenartigen Erzählungen.

ohn.  
Von ... Lindb. Aus dem Schwedischen.

Dieser Roman der bekannten schwedischen Schriftstellerin gehört zu den ergreifendsten, die sie geschrieben hat. Sie gibt hier nicht nur eine packende Erzählung aus dem schwedischen Volksleben, sondern zugleich ein Werk von hohem sittlichen Gehalt, das dem Leser etwas mitgibt fürs ganze Leben.

11. Jugendvogel. Von Clara Lötzhert.

Dieser äußerst fesselnde Roman spielt einige Jahre vor dem Krieg in Amerika. Wir leben von dem glänzenden amerikanischen Leben, von den lebenswürdigen Menschen, die in ihrem Tun und Treiben so großzügig erscheinen; wir werden aber im Verlauf der Erzählung erstaunt inne, wie viel davon nur Blendwerk und Außenleite ist. Die begabte Schriftstellerin sieht scharf und läßt die handelnden Personen in lebensvoller Frische vor uns treten.

12. Zwischen den Zeiten.  
Von Paul Oskar Höcker.

Köstlich ist diese bunte Mischung von grundverschiedenen Großstadtmenschen, die unter dem Dach eines Schweizer Kurshotels zusammengekommen sind und in die Wirnisse großer Leidenschaften und kleiner Liebesleiden geraten. Die verschiedenen Brieffreiber geben da mehr oder minder ehrlich ihre Ergebnisse zum besten, und es ist für den Leser oft von zwingender Komik, die Hauptereignisse des einen oder andern zu entdecken. „Zwischen den Zeiten“ dieser Briefe spielt der spannende Roman, dessen meisterlicher Aufbau die ganze reise Kunst Paul Oskar Höckers verrät.

13/14. Die geborate Sonne.  
Von Georg Hirschfeld.

Dieser Berliner Roman beschwört eine Zeit, der wir uns wohl schon fern glauben, und deren Säfte uns doch noch in den Adern fließen, unserm Denken und Fühlen beigemischt sind: die Zeit vor Ausbruch des großen Krieges in der kulturell verbildeten Weltstadt. Niedergang, der sich auf Höhen gelaugt, Übersättigung, die nur nach feinsten Bissen hungerte. Der Roman ist vor dem Kriege entstanden, ein Zeitbild aus der Zeit — er schließt deshalb nicht mit der etwas billigen „großendenden Abnung“. Er ist eine hart geschaute Satire, eine Anklage durch tatsächliche Schilderung. Vielleicht entläßt seine Objektivität den Leser desto mehr mit der Hoffnung, daß in der Prüfung der Kriegseiden aus Verbildung Bildung, aus Kunstindustrie Kunstliebe entstehen wird.

